Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Minona ein Lesebuch für junge Mädchen

Frankfurt 1807

Paed.pr. 1238
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759814-8

d. Pr.
1238 Glatz

Paedag: ~~41.~~ m

~~N° 156~~

Glatz

R

H. Lips del. et sculp.

Sc: Aus Amanda.

Minona

ein

Unterhaltendes Lesebuch

für

Junge Mädchen

von 7 bis 12 Jahren

Zur Bildung ihrer Sitten

von

Jakob Glatz.

Ein Seitenstück

Zur Iduna und Theone.

R

H. Lips del. et sculp.

Sc. Aus Amanda.

Frankfurt a. M. bey Fr. Wilmans, 1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Minona.

Ein unterhaltendes Lesebuch

für

junge Mädchen

von sieben bis zwölf Jahren,

zur Bildung ihrer Sitten.

Von

Jakob Glatz.

Ein

Seitenstück zur Iduna und Theone.

Vorerinnerung.

Man hat meine Iduna, von der vor einiger Zeit eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage erschienen ist, mit so vieler Güte aufgenommen, daß ich den von mehrern Seiten an mich ergangenen Aufforderungen, meine Arbeiten für die weibliche Jugend fortzu=

setzen, gerne gefolgt, und der Iduna ein Seitenstück beygefügt habe, das bey Herrn Wilmans in Frankfurt am Mayn unter dem Titel: Theone, ein Geschenk für gute Töchter, zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls, erschienen ist. In der Vorrede zu derselben deutete ich darauf hin, daß ich gesonnen sey, zu diesen zwey Schriften noch eine dritte für die jüngere weibliche Jugend auszuarbeiten, so daß diese drey Bücher einander die Hand bothen, und gleichsam ein Ganzes ausmachten. Ich halte mein Versprechen, und übergebe hier

den jüngeren Mädchen eine Schrift, deren Titel auf Liebenswürdigkeit hindeutet, mit dem Wunsche, daß sie dazu beytragen möge, die Sitten meiner Leserinnen zu veredeln und liebenswürdiger zu machen.

Bey dieser Gelegenheit möchte ich noch auf eine andere Schrift aufmerksam machen, die zu Ostern 1807, in dem Verlage der gegenwärtigen, unter dem Titel: Sittenlehre für Mädchen; in Erzählungen und Beyspielen — erscheinen wird. Sie soll für die meisten Fälle der Sittenlehre erläuternde und auf das Herz wirkende Beyspiele enthalten, und als ein Re-

pertorium von moralischen Erzählungen, brauchbar auch vielleicht für Katecheten und beym Unterrichte der männlichen Jugend in der Moral, betrachtet werden können. Es sollte mich sehr freuen, wenn diese vorläufige Anzeige Aeltern und Erzieher auf die gedachte Sittenlehre aufmerksam machte.

Wien, am 14. Nov. 1806.

Jakob Glatz.

1.

Ernst und Marie.

Ernst und Marie hatten eine liebe, gute Mutter, die alles that, um aus ihren Kindern brave Menschen zu erziehen. Frau Raimond — so hieß sie — kannte keine größere Freude, als ihre Kinder zu unterrichten und zu allem Guten anzuführen. — Dafür wurde sie auch von diesen auf das zärtlichste geliebt.

Marie war sehr freundlich; Ernst war es weniger; daher wurde er auch von der

Schwester oft der ernste Ernst genannt. Bisweilen kam sie zu ihm gehüpft, zupfte ihn beim Ohr, oder ergriff ihn beim Kinn und rief: Nicht so ernsthaft, Brüderchen! sieh, die Welt ist so schön, und Gott will, daß wir uns auf ihr freuen sollen.

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn:
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Ernst lächelte dann oft und sagte: Glaub' es mir, Marie, ich bin innerlich recht heiter, aber was kann ich dafür, wenn mein Gesicht sich in solche Falten legt, daß es scheint, als sey ich traurig.

Ey, da muß man das Gesicht mustern und es zwingen, hübsch freundlich zu seyn! rief hierauf Marie, hüpfte fort, und kam mit einem Spiegel wieder. Da beseh' sich der

Herr Bruder einmahl; wie ernst! wie finster! —

Ernst drängte Marien mit dem Spiegel weg, ohne hineinzusehen. Der Spiegel ist nur für eitle Mädchen, sagte er, ich kann keinen Gebrauch davon machen.

Ey, was! versetzte Marie, hier ist nicht von Eitelkeit, sondern von Freundlichkeit die Rede. Hübsch freundlich, hübsch freundlich muß man seyn, muß hüpfen und singen wie die Vöglein auf den grünen Bäumen, muß ein heitres Gesicht machen, wie der liebe blaue Himmel, und lächeln wie die herrliche Sonne.

Ernst lächelte. Marie klatschte in die Hände. So hab' ich dich gern! rief sie aus, das läßt dir gut! So mußt du immer seyn!

Ich muß wohl lächeln, versetzte Ernst. Das wußte ich noch nicht, daß meine Schwe-

ster eine Dichterinn sey, jetzt erst hab' ich es erfahren. Die Vöglein auf den grünen Bäumen, der liebe, blaue Himmel, die herrliche Sonne! lauter dichterische Worte!

Eine Dichterinn bin ich nun wohl nicht, sprach Marie, aber ich liebe die Dichter. Ists nicht schön, wenn der Eine singt:

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn!
Wer wollt' in seiner Blüthe Tagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn!
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn,
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege stehn!

Allerdings ist dieß schön, versetzte Ernst. Weißt du aber auch, von wem dieses Lied ist? —

Marie. Das weiß ich nicht. So weit geht meine Gelehrsamkeit nicht.

Ernst. Es ist von Hölty. Und weißt du auch, was dieser Dichter — —

Marie. Nichts, nichts weiß ich von ihm. Wie sollt' ich auch etwas von ihm wissen. Ich bin ja keine Gelehrte.

Ernst. So was kann man wissen, ohne gelehrt zu seyn. Der Dichter Hölty war ein sehr lieber, guter Mann. Aber sein Gesicht soll nur selten heiter gewesen seyn. Er hatte vielmehr in seinem Wesen viel Melancholisches. Aber ein lieber, vortrefflicher Mann war er! Das hat mir noch neulich unser Lehrer erzählt, der ihn persönlich kannte.

Marie. Also lebt er nicht mehr?

Ernst. Schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre ist er gestorben.

Marie. O Schade! — Aber was willst du mit alle dem sagen?

Ernst. Das, liebe Schwester, daß man ein sehr guter, lieber Mensch seyn, und sich innerlich recht sehr freuen kann, auch ohne ein fröhliches Gesicht zu zeigen.

Marie umarmte den Bruder. Du bist auch ein lieber, guter Mensch! sprach sie, und ihr Auge war voll Thränen.

So lebten Marie und Ernst zusammen. Sie liebten einander aufs innigste, und wenn es auch schien, als wolle eins das andere necken, so schien es doch nur so. Ihre gegenseitigen Neckereyen waren höchst unschuldig, und endigten gewöhnlich mit rührenden und herzlichen Auftritten.

Einmahl war Ernst sehr nachdenkend. Ueber sein Gesicht war ein tiefer Ernst verbreitet. Oft schien es, als wisse er nicht, was um ihn vorgehe. Auf Fragen, die an

ihn gethan wurden, gab er verkehrte Antworten. So fragte ihn die Mutter: ob er sich etwa nicht wohl befinde? „Ich hab' es noch nicht ausgelesen!" war Ernstens Antwort auf diese Frage. Mutter und Tochter mußten lachen. Dieß erst brachte Ernsten zur Besinnung, und er lächelte nun selbst, als er hörte, wie passend er geantwortet habe. Marie nannte ihn den Träumer.

Da Ernstens Tiefsinn fortdauerte, so wurde am Ende die Mutter verdrießlich darüber, und schalt ihren Sohn einen verwirrten, zerstreuten Menschen, der, wenn es so fortginge, seinen Kopf verlieren und närrisch werden würde.

Ernsten thaten diese Worte tief in der Seele weh. Man sah ihm dieß deutlich an. Er wandte sich von der Mutter und der Schwester weg, und trocknete sich das Auge. Beyde wunderten sich darüber. Ernst stahl

sich, ohne ein Wort zu sprechen, still aus ihrer Gesellschaft fort.

Marie ging ihm nach. Brüderchen, sprach sie in einem sanften, innigen Tone, was ist dir? Hat dir die Mutter wehe gethan? O sie liebt dich so sehr!

Sie kann mich nicht mehr lieben als ich sie, versetzte Ernst, und ergriff die Schwester bei der Hand. Marie, fuhr er fort, ich habe die Vorwürfe der guten Mutter nicht verdient; ich bin unschuldig, ganz unschuldig.

Närrchen! entgegnete Marie, so böse war's auch nicht gemeint. Sieh, nicht wahr, man hat es gern, wenn es am hellen, lichten Tage auch wirklich hell und licht ist? Gott bewahr' uns, daß wir oft Sonnenfinsternisse hätten!

Was willst du damit sagen, Schwester? fragte Ernst.

Ey, das will ich damit sagen, antwortete Marie, daß die Zeit der Jugend dem hellen, lichten Tage gleicht, und daß es also in dieser Zeit auch hell und licht seyn soll; die Jugend muß heiter und fröhlich seyn; sie muß nicht der Sonnenfinsterniß gleichen, wie du, liebes Brüderchen!

Schön! versetzte Ernst, du nennst mich nun eine Sonnenfinsterniß!

Nichts für ungut, lieber Ernst, entgegnete Marie. Die Sonnenfinsterniß ist ein merkwürdiges Schauspiel. Jedermann ist begierig, es zu sehen. Aber schlimm wäre es, wenn wir dieses Spectakel alle Tage hätten.

Ich verstehe, sprach Ernst. Und dennoch thust du mir unrecht. Ich läugne es nicht, ich bin seit einigen Tagen etwas zerstreut, nachdenkend, vielleicht auch finster.

O gewiß, gewiß! rief Marie, so finster wie die finstre Nacht.

Aber ich bin es bloß deßhalb, versetzte Ernst, weil wir nach einigen Tagen den fünfzehnten Junius haben. Diesen Tag möchte ich gern feyerlich machen; er hat uns ja unsre Mutter geschenkt. Schon habe ich ein kleines Gedicht gemacht, auch Musikanten habe ich bestellt; aber noch fehlt es mir an Blumen; der Gärtner hat sie mir versprochen, aber nun will er nicht sein Wort halten. Das liegt mir im Kopfe; darum bin ich so zerstreut, so ernst, so finster.

Marien erschien der Bruder in liebenswürdiger Gestalt. Mit Thränen fiel sie ihm um den Hals. Guter, trefflicher Ernst! rief sie aus. Mehr konnte sie nicht sprechen; aber in diesen Worten hatte sie ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Auch Ernst weinte. Die

Engel im Himmel hätten sich über diese rührende Scene gefreut.

Der fünfzehnte Junius war da. An das Schlafzimmer der Mutter stieß ein Vorzimmer. Ernst und Marie hatten es den Abend vorher, nachdem die Mutter schon im Bette lag, in eine Laube verwandelt und mit Blumer ausgeschmückt. Zwischen vier und fünf Uhr ertönte in diesem Vorzimmer eine sanfte, rührende Serenade. Die Mutter erwachte. Sie schlug ihre Augen auf: Ihre Blicke fielen auf eine schöne, herzergreifende Scene. Die Kinder knieeten vor ihrem Bette, Marie in einem ganz weissen Anzuge, Ernst in seinem Sonntagskleide. Ernst wollte die geliebte Mutter anreden, aber seine Worte erstarben auf der Zunge. Der Mund mußte schweigen, denn zu mächtig sprach das Herz. Er zerfloß in Thränen. Marie desgleichen.

Jedes umfaßte eine Hand der Mutter, und benetzte sie mit Thränen der Liebe und des Danks. Endlich gelang es Ernsten, die wenigen Worte vorzubringen: „Noch lange erhalte Sie uns und Ihre Liebe der Gott der Liebe und Güte!“

Die Mutter war tief gerührt. Kaum war sie im Stande, den geliebten Kindern zu danken. Diese entfernten sich in das Vorzimmer. Die Mutter stand auf, und kleidete sich an. Unterdeß sangen Ernst und Marie, in Begleitung blasender Instrumente, folgendes Lied:

Sey willkommen, Tag der Wonne,
Tag, der uns die Mutter gab!
Ferne sey ihr kühles Grab,
Lang' noch wecke sie, o Sonne!

Ach, mit mütterlichem Triebe
Hängt an uns ihr sanftes Herz;
Frey von Kummer, frey von Schmerz,
Sey ihr Daseyn, Gott der Liebe!

Mutter, nimm für deine Treue
Unsern wärmsten, frömmsten Dank,
Und erlebe noch recht lang
Diesen frohen Tag aufs neue!

Sey willkommen, Tag der Wonne,
Tag, der uns die Mutter gab,
Ferne sey ihr kühles Grab,
Lang noch wecke sie, o Sonne!

Die Mutter trat ins Vorzimmer. Wie angenehm wurde sie überrascht, als sie sich in einer Laube, und mit Blumen umgeben sah. Ihr erster Blick fiel auf einen Blumenaltar, der erleuchtet und mit der Innschrift versehen war:

Opfer kindlichen Danks.

Die Kinder standen am Altare, Ernst gleich einem Priester, Marie gleich einer Priesterinn. Sie streuten Myrthen und Weihrauch auf eine Rauchpfanne, und Wohlgerüche stiegen in einer Rauchsäule empor. Die Musik schwieg. Die Kinder traten der Mutter entgegen, und überreichten ihr Blumenkränze.

Zu Thränen gerührt, umarmte sie die Kinder. Mutter, sprach Marie, dieß alles hat Ernst erfunden und veranstaltet; daher war er so vertieft, so zerstreut, so finster.

Mein lieber, theurer Sohn! rief die Mutter, und drückte Ernsten mit Innigkeit an ihr Herz. Ich habe dir Unrecht gethan; Gott erhalte dein gutes, frommes, dankbares Herz!

Der ganze Tag war ein Tag der reinsten Freude. Heil den Aeltern, denen Gott sol-

che Kinder geschenkt hat! Marie und Ernst wurden glücklich, so wie sie es verdienten. Ernst bekleidet ein wichtiges Amt, und hat seinem Vaterlande schon große Dienste erwiesen. Marie ist glücklich verheirathet. Ihr Haus ist ein Tempel reiner Freude.

2.

Ernestine und Caroline.

Herr Hagebusch hatte zwey Töchter. Sie hießen Ernestine und Caroline. Ob sie gleich zwey Schwestern waren, so war doch in vielen Stücken ein großer Unterschied unter ihnen. Ernestine war ausserordentlich munter, lustig und bisweilen etwas muthwillig. Es ging mit ihr so weit, daß sie einmal auf den Einfall kam, auf einem Ziegenbocke herumzureiten, von welchem sie aber abgeschüttelt und hinunter

geworfen wurde. Carolinchen war dagegen sehr still, sanft und sittsam. Selbst wenn sie sehr heiter war, war sie es auf eine sanfte, liebenswürdige Weise.

Ernestinen gefiel Carolinchens stilles Wesen nicht; daher nannte sie ihre Schwester sehr oft eine Nonne. Von andern wurde Carolinchen das Veilchen, das im Verborgenen blüht, genannt. Ernestinen hingegen widerfuhr die Kränkung, daß ein muthwilliger junger Mensch sie auf der Gasse laut die zweybeinige Ziege nannte.

Aber die zwey Schwestern waren sich auch in andern Stücken unähnlich. Ernestine hatte viel Geist. Sie begriff alles leicht, war witzig, hatte ein gutes Gedächtniß, und zur Musik, zum Zeichnen und zu den künstlichen weiblichen Arbeiten viel Anlage. Dagegen fehlte es Carolinen an ausgezeichnetem Talent. Ihr Verstand faßte viel langsamer,

ihr Gedächtniß war nicht treu, Witz besaß sie fast gar nicht, und zu den schönen Künsten hatte sie wenig Anlage. Was Ernestine in einer Viertelstunde begriff, dazu hatte Caroline eine halbe, oft eine ganze Stunde nöthig.

Dafür besaß Carolinchen ein milderes, gefühlvolleres Herz als ihre Schwester. Sie hatte mehr Geduld, und einen anhaltenderen Fleiß. Ernestine war flüchtig, und wurde daher auch oft von den Aeltern das Quecksilber genannt.

Ernestine hatte den Vater lange darum gequält, daß er ihr einen Zeichenmeister halten möchte. Sie bekam ihn zum ersten May, an welchem Tage sie ihr Geburtsfest feyerte. Mit großem Eifer und lauter Freude fing sie das Zeichnen an. Der Lehrer hatte sein Vergnügen an ihr. In wenigen Tagen hatte sie die besten Fortschritte ge-

macht. Wenn das so fort geht, sprach der Lehrer zu ihr, so müssen Sie einmahl eine große Mahlerinn werden.

Es ging aber nicht so fort. Ernestinen fehlte es überall an dem nöthigen Ernste und der gehörigen anhaltenden Geduld. So lange ihr eine Sache neu war, so lange betrieb sie sie mit aller Liebe; sobald sie aber den Reitz der Neuheit verlor, fand Ernestinen keinen Gefallen mehr daran, und behandelte sie nachläßig.

So ging es auch mit dem Zeichnen. Kaum zwey Wochen trieb es Ernestine mit Eifer, dann wurde es ihr gleichgültiger, und sie sah es nun als eine lästige Nebensache an.

Jetzt fing sie an, die Musik lieb zu gewinnen. Sie plagte ihren Vater so lange, bis er ihr einen Musiklehrer hielt, und ihr von Wien ein Zwerg-Fortepiano von Müller kommen ließ. Darüber hatte sie eine

ungemeine Freude. Sie lebte und webte in der Musik. Kaum hatte sie einen Monath hindurch in derselben Unterricht erhalten, so spielte sie schon ein Paar schwere Stücke von Beethoven, und ihr Lehrer sagte: wenn dieß so fort geht, so müssen Sie in ein Paar Jahren eine Virtuosinn werden.

Es ging aber nicht so fort. Auch die Musik verlor nach und nach ihren Reitz für Ernestine, sie setzte sie zwar fort, aber ohne Eifer, ohne Liebe. Ihr Spiel war nur ein gewöhnliches Geklimper, das etwa für tanzende Mäuse gut genug gewesen wäre.

Carolinchen sah wohl ein, daß Zeichnen und Musik für ein Mädchen gerade diejenigen schönen Künste seyen, in welchen es sich Fertigkeiten erwerben sollte. Sie bath daher ihren Vater, ihr den Gefallen zu erweisen, und sie im Zeichnen und in der Musik unterrichten zu lassen.

Meine liebe Tochter, sagte der Vater, ich thue dir herzlich gern einen Gefallen. Aber hier muß ich Einwendungen machen. Du hast weder zur Musik noch zum Zeichnen Talent. Du würdest in beyden Künsten nicht weit kommen; ich dächte, du legtest dich auf etwas anderes, wozu dir Gott mehr Anlage geschenkt hat.

Aber Carolinchen wollte sich nicht abweisen lassen. Sie wiederhohlte ihre Bitte so oft, bis der gutmüthige Vater endlich nachgab, und ihr einen Zeichenmeister und Musiklehrer hielt. Das geschah ein Jahr nach der Zeit, in welcher Carolinchen das Zeichnen und die Musik anfing.

Carolinchen ließ sich wirklich weder bey dem einen, noch bey dem andern gut an. Es wollte ihr Anfangs durchaus nichts gelingen. Sie gab sich alle Mühe; aber sie begriff dessen ungeachtet sehr schwer. Ihre

Lehrer wurden am Ende ungeduldig. Desto geduldiger und standhafter blieb Caroline. Sie hatte sich es einmal vorgesetzt, Zeichnen und Musik zu erlernen, und sie wollte dem Vorsatze treu bleiben.

Ernestine machte sich häufig über Carolinen lustig. So besah sie einmahl einen Hund, den diese gezeichnet hatte, und fragte sie muthwillig: ob dieß ein Esel oder ein Schaf sey, und da sie vernahm, es sollte einen Hund vorstellen, bemerkte sie: daß man dieß unter das Thier schreiben müsse, denn sonst würde es niemand für einen Hund halten.

Ein andermahl war Ernestine zugegen, als Carolinchen eine etwas schwere Melodie zu einem Liede von Hölty spielte. Sie klimperte freylich sehr unharmonisch. Aber arg war es doch von Ernestinen, daß sie zu lachen anfing, und spottend ausrief: Schwe-

ster, es kommt mir mit aller Gewalt Hagedorns Fabel: Die Katzen und der Hausherr, ein. Erinnerst du dich an die Stelle, wo es von den Katzen heißt:

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
Solch' ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.
Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tact erbärmlich schön,
Und zwey abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beyzustehn.

So bitter auch solche Bemerkungen waren, so ließ sich doch Carolinchen durch sie in ihren Bemühungen nicht abschrecken. Die Lehrer bewunderten ihre ausdauernde Geduld und ihren eisernen Fleiß. Glücklich besiegte Carolinchen die größten Schwierigkeiten, und nun ging alles leicht und gut.

Dem Hauslehrer des Herrn Hagebusch fiel es ein, mit seinen zwey Elevinnen einmahl eine feyerliche Prüfung vorzunehmen. Es wurden mehrere Anverwandte des Hauses und einige Jugendfreunde mit den zwey Predigern des Ortes dazu eingeladen.

Das Examen begann. Man kannte Ernestinen, als ein geistvolles Mädchen, und erwartete viel von ihr. Aber man täuschte sich. Sie antwortete bey weitem nicht so fertig und richtig als Carolinchen, die von allen gelobt wurde.

Darüber wurde Ernestine sichtbar unmuthig. Man wollte sie beruhigen, und einer von der Gesellschaft sprach: Wenn es nur erst zu den Zeichnungen und zur Musik kommt, dann wird wohl Ernestine den Preis davon tragen.

Die Zeichnungen wurden vorgezeigt. Die ersten erhielten gerechten Beyfall. Die sind

von Ernestinen! sagten mehrere. Von ihr ließ sich so etwas Gutes und Schönes erwarten.

Sie irren sich, sprach der Lehrer, die Zeichnungen sind von Carolinchen. Hier sind die von Ernestinen.

Man verwunderte sich im Stillen, daß Ernestinens Zeichnungen nicht vorzüglicher waren. Sie kamen denen ihrer Schwester nicht gleich. Man schwieg bey ihnen ganz still. Niemand wollte sie loben.

Jetzt kam es an die Musik. Carolinchen fing zuerst an, zu spielen. Sie spielte eine schöne Andante und ein Allegro, mit so viel Fertigkeit und Ausdruck, daß ihr von allen Beyfall zugeklatscht wurde.

Ernestine setzte sich mit einem verdrießlichen Gesichte an das Forte Piano, und fing an, auf demselben herumzurasseln. Mehrmahls blieb sie stecken. Endlich hörte sie in

der Mitte eines Stückes auf, weil sie wieder irre geworden war, und erklärte: sie könne nicht weiter spielen, sie sey heute nicht aufgelegt zum Spielen.

Alle Anwesenden sahen einander an, und jeder dachte sich das Seinige.

Das Examen war geendigt. Carolinchen trug lautes Lob davon. Von Ernestinen schwieg man. Dieß schmerzte sie tief, denn sie besaß viel Ehrgeitz. Kaum konnte sie ihre Thränen unterdrücken. Als alle eingeladenen Prüfungsgäste abgegangen waren, brach sie wirklich in ein lautes Weinen aus. Der Vater ging mit ihr in ein Nebenzimmer.

Warum weinst du, meine Tochter? sprach in einem gütigen Tone der gutherzige Vater zu Ernestinen. Du bist bey der Prüfung nicht bestanden. Du hast Recht, daß du dich darüber betrübst. Aber wer ist Schuld dar-

an? Du selbst. Sieh', Carolinchen hat nicht die Hälfte so viel Fähigkeiten als du, und doch übertrifft sie dich in den meisten Stücken. Das kommt, weil sie unermüdet fleißig ist, weil sie das, was sie einmahl anfängt, mit Eifer fortsetzt, keine Schwierigkeiten scheut, und keine Mühe achtet. Was thust du hingegen? Kaum hast du etwas angefangen, so bist du auch schon gleichgültig dagegen, hast die Lust dazu verloren, und treibst es ohne Liebe und ohne Anstrengung. Wie benimmst du dich z. B. in der Zeichen- und Musikstunde? Statt in Einem fort mit Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Eifer zu zeichnen und zu spielen, treibst du andere Dinge, die in diese Stunde nicht gehören; du plauderst mit den Lehrern über die Franzosen, die nach Egypten gezogen sind, über das Schauspiel, das gegeben wird, über das neue Bürger-Corps, das

errichtet worden ist, du schäkerst, und tändelst und lachst, und lässest Musik Musik und Zeichnen Zeichnen seyn. Aus so einem einfältigen Lernen kommt — was heraus? — Nichts — durchaus nichts! Den lieben Gott bringst du um die theure Zeit, und deine Aeltern — um ihr sauer erworbenes Geld.

Solcher Vorstellungen machte der Vater Ernestinen noch mehrere. Sie schien gerührt, und fing auch den darauf folgenden Tag an, in den Lehrstunden aufmerksamer und fleißiger zu seyn. Aber nicht lange währte es, so kehrte der Geist der Flüchtigkeit und Unbeständigkeit bey ihr wieder ein. — Wie bald sie klüger und verständiger seyn werde? läßt sich jetzt noch nicht bestimmen. Sie stehet in ihrem vierzehnten Jahre. Aber noch immer ist sie das alte

Quecksilber. — Ruhig und festen Trittes schreitet Carolinchen auf der Bahn des Guten fort — ein Veilchen, das im Stillen blüht.

3.

Charlotte.

Recht innig liebten sich Hannchen und ihr Bruder Gustav. Vergnügt verschwanden beyden die Kinderjahre. Ihr Vater — Herr Stilling — sagte oft zu ihnen: Fahret fort, euch so zärtlich zu lieben, so werdet ihr euch die Erde zu einem Paradiese machen.

Gustav stand in seinem zwanzigsten Jahre, als er das älterliche Haus verließ, um als Kaufmann die Welt zu sehen, und besonders

einige berühmte Handelsplätze zu besuchen. Er hatte vor einigen Jahren eine geliebte Mutter verloren, auch der Vater wurde mit jedem Tage schwächer, und ließ befürchten, daß er bald der Mutter folgen werde. Dieser Gedanke machte ihn traurig, und erschwerte ihm den Abschied. Weinend lag er dem Vater in den Armen. Gott segne dich, mein Sohn! sprach dieser bewegt. Vielleicht sieht dich mein Auge nie wieder.

Gustav konnte kaum sprechen, konnte kaum mit wenigen Worten dem Vater für die Wohlthaten danken, die er ihm bisher erwiesen hatte. Mit einem herzlichen Lebewohl schieden Vater und Sohn.

Hannchen begleitete den geliebten Bruder. Mehrere Meilen fuhr sie mit ihm mit. Unter freyem Himmel nahmen sie einen rührenden Abschied. Gustav überreichte ihr dabey einen goldenen Ring, in welchem sein

und seiner Schwester Nahme eingegraben war, zum Andenken.

Gustav erreichte Leipzig. Kaum befand er sich einen Monath hier, als er die traurige Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Sie erschütterte ihn sehr, denn mit Hochachtung und Liebe hing er an dem Gestorbenen. Er schrieb sogleich an Hannchen, und suchte sie zu trösten.

Der verstorbene Stilling hinterließ ein unbedeutendes Vermögen. Schwere Zeiten und öftere Krankheiten hatten einen nachtheiligen Einfluß auf seine Geschäfte. Hannchen wurde durch seinen Verlust sehr gebeugt. Sie beweinte den redlichen Vater lange. Ach, sie hatte ihm ja alles zu verdanken, was sie war und wußte!

Vier Jahre darauf heirathete Hannchen einen Uhrmacher, der ein guter, aber schwächlicher Mann war. Sie hatte bey

ihm viele Geduld nöthig. Er wurde bald nach der Hochzeit krank, kränkelte fort, war oft mißmuthig, ungeduldig und mißtrauisch, und fuhr seine Gattinn nicht selten sehr hart an.

Hannchen verlor ihren Muth nicht. Sie ertrug die Launen des Mannes mit frommer, standhafter Geduld, suchte ihn zu trösten und aufzuheitern, und schwieg still, wenn er sie ungerecht behandelte. Er ist krank, dachte sie bey sich, er hat Schonung und Geduld nöthig. Wäre er gesund, er würde mich gewiß ganz anders behandeln.

Die größte Freude machte der guten Frau eine kleine, muntre Tochter, die Charlotte hieß. Diese wartete und pflegte sie mit der größten Sorgfalt und Liebe. Das gute Kind war noch nicht ganz ein Jahr alt, als der Vater starb.

Hannchen kam dadurch in eine etwas bedrängte Lage. Ihr Mann hatte ihr fast nichts hinterlassen. Sie griff das kleine Kapital an, das sie von dem Vater geerbt hatte. In einem Jahre war es aufgezehrt.

Hannchen gerieth nun in drückende Noth. Sie hatte zu viel Ehrgefühl, als daß sie andere um Unterstützung angesprochen hätte. Lieber wollte sie darben. Sie nähte, strickte und stickte viel. Aber kaum erwarb sie so viel, als sie zum Lebensunterhalte nöthig hatte. Die schlechte Kost, mit der sie sich begnügte, das viele Sitzen und Arbeiten, und mancher innere Kummer, der sie drückte, griffen ihren Körper sehr an. Charlotte wuchs schnell empor. Es war ein heiteres, liebliches Kind. Mit Wohlgefallen ruhte auf ihr der Blick der Mutter. Oft sah sie das Kind mit Liebe und mit Thränen im Auge an. Wenn ich dich nicht hätte, du

kleiner Engel, sprach sie mehrmahls, dann wäre ich sehr unglücklich! dann hätte die Welt keinen Reitz für mich!

Ein Jahr lang hatte Hannchen bereits gedarbt, als sie von ihrem Bruder Gustav, der in Niedersachsen in glücklichen Umständen lebte, die Einladung erhielt, zu ihm zu kommen. Er schickte ihr Reisegeld zu, und Hannchen beschloß, seiner Einladung zu folgen, und zu ihm zu reisen.

Sie fuhr dreyßig Meilen auf dem Postwagen. Das Rütteln desselben wurde ihr endlich unerträglich. Sie befand sich nicht ganz wohl. Häufig wurde sie von einem vorübergehenden Schwindel überfallen. Sie sah sich genöthigt, die Post zu verlassen, und sich einen besondern, bequemeren Reisewagen zu miethen.

Kaum war sie zehn Meilen mit dieser Gelegenheit gefahren, als ihr ausserordentlich

übel wurde. Der Kutscher mußte in einem kleinen Städtchen Halt machen. Hannchen mußte aus dem Wagen in den Gasthof getragen werden. Charlotte, die nun beynahe drey Jahre alt war, klammerte sich an den Hals der Mutter, und weinte bitterlich.

Kaum war Hannchen in dem Gasthofe, als ein Schlagfluß ihrem Leben ein Ende machte. Der Vorfall machte in dem Städtchen viel Aufsehen. Obrigkeitliche Personen erschienen sogleich in dem Wirthshause, und untersuchten die Habseligkeiten der Gestorbenen. Unglücklicher Weise hatte diese zwey Tage vorher in einem Posthause ihren Paß entweder vergessen oder verloren. Er kam nie zum Vorscheine, und niemand erfuhr daher ihren Namen, Stand und Geburtsort. —

Rührend war das Benehmen der kleinen Charlotte. Sie wollte sich von der gelieb-

ten Leiche durchaus nicht trennen. Weinend legte sie ihr Köpfchen auf die Brust der Mutter, und küßte sie. Nur mit Gewalt konnte sie von ihr fortgerissen werden. Nach zwey Tagen war das Begräbniß.

Ein wackrer Bürger des Städtchens, Nahmens Edelmeyer, nahm das verwaiste, unglückliche Kind in sein Haus. Charlotte weinte lange fort. Sie hatte ja keine Mutter mehr. Sehr folgsam und gefällig benahm sie sich gegen ihre Pflegeältern, die sie wie ihr eignes Kind erzogen, und zu allem Guten anführten.

Schon stand Charlotte in ihrem vierzehnten Jahre, als der Tod ihr die Pflegeältern entriß, und sie dadurch in eine traurige Lage versetzte. Die Erben des wackern Edelmeyer zogen ihre Hand von ihr, und sie sah sich nun von aller Welt verlassen. Von ihrer Mutter besaß sie ein Paar goldne Rin-

ge, den Brautring derselben und den Ring, den ihr der Bruder Gustav beym Abschiede zum Andenken gegeben hatte. Mehrmahls gerieth Charlotte in ihrer Noth in die Versuchung, diese Ringe zu verkaufen. Aber sie waren ihr zu theure Andenken. Sie wollte sie nicht aus den Händen lassen, bis nicht die größte Noth sie dazu zwänge.

Charlotte erinnerte sich, daß ihr Pflegevater oft erzählt habe, in Hamburg könnten junge Leute, die nur arbeiten wollten, gut unterkommen. Sie bedachte sich nicht lange, und faßte den Entschluß, nach Hamburg zu reisen, das noch zwanzig Meilen von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte entfernt lag. Sie ging zu Fuße. Schon acht Tage lang war sie herumgewandert. Noch einige Meilen, und sie war in Hamburg. Aber ihre Füße waren geschwollen. Sie mußte ein Paar Tage ausruhen. Es fehlte ihr

ganz an Geld. Die Noth war dringend. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihre zwey Ringe verkaufte oder versetzte.

Charlotte ging zu einem Kaufmanne der Stadt, in der sie sich befand. Mit liebenswürdiger Offenheit gestand sie ihm ihre Verlegenheit; mit Thränen im Auge bemerkte sie, daß ihr an den Ringen viel, unendlich viel gelegen sey, und daß sie sie lieber zu versetzen, als zu verkaufen wünsche.

Den Kaufmann rührte Charlottens holdes Wesen. Er beschloß in seinem Herzen, dem guten Mädchen zu helfen, ohne die Ringe anzunehmen. Er ließ sich indeß dieselben reichen, und besah sie. Als er den einen erblickte, schien er sehr aufmerksam. Er untersuchte ihn näher, und erstaunte. Die Frage: woher Charlotte diese Ringe habe? that er mit auffallender Hastigkeit.

„Sie sind von meiner guten Mutter!“ antwortete Charlotte nicht ohne Rührung.

Ists möglich? rief der Kaufmann aus. Mädchen, ists möglich! Der Ring hier ist mit meinem Nahmen bezeichnet. Ich habe ihn vor mehr als zwanzig Jahren meiner Schwester zum Andenken gegeben. Deine Mutter wäre auf diese Weise meine Schwester gewesen! O erzähle, erzähle, wo ist sie, die gute, liebe Schwester, deine Mutter?

Charlotte war überrascht und aus aller Fassung. Weinend erzählte sie, daß ihre Mutter längst todt sey. Sie unterrichtete den Kaufmann, der wirklich Gustav Stilling war, von allem, was vorgefallen war. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß Charlotte seine Nichte sey. Groß war seine Freude. Wie wunderbar sind die Wege der Vorsehung! rief er aus.

Sey mir willkommen, Charlotte! herzlich, herzlich willkommen! Er drückte sie an sein Herz, er weinte Freudenthränen. Seine Frau wurde herbeygerufen. Auch sie war hocherfreut.

Gustav Stilling schrieb nun gleich an den Magistrat seiner Vaterstadt, und an die Obrigkeit des Städtchens, in welcher seine Schwester gestorben und Charlotte erzogen worden war. Alle Nachrichten, die er aus beyden Orten erhielt, bestätigten es, daß Charlotte seine Nichte sey.

Gustav Stilling stellte ein Freudenfest an. Seine Freunde aus der ganzen umliegenden Gegend wurden dazu eingeladen. Charlotte ward mit Blumen geschmückt, und ihr der erste Platz am Tische angewiesen, denn ihr galt ja das frohe Fest. Froh war es in jeder Rücksicht. Alle Freunde theilten Gustavs Freude, alles war innig vergnügt, alles ver-

einigte sich, Charlotten heiter und glücklich zu machen.

Am Ende der Mahlzeit stand Gustav Stilling auf. Er faltete die Hände. Die Gäste erhoben sich von ihren Sitzen. Ihre Fröhlichkeit verwandelte sich in Ernst und Andacht. Freunde, sprach Gustav, laßt uns unsre Herzen zu dem erheben, der Himmel und Erde regiert, und der Menschen Schicksale oft wunderbar, aber immer weise und zu ihrem Besten lenkt.

Gustavs Herz ergoß sich nun in ein kurzes, aber tief gefühltes, herzliches Gebeth, in welchem er Gott für die liebevolle Leitung Charlottens aufs wärmste dankte. Von den Wangen aller rollten heisse Thränen.

Charlotte fiel ihrem Oncle und seiner Gattinn schluchzend ans Herz und dankte. Auf eine rührende Weise empfahl sie sich der

Liebe aller. Diese Liebe wurde ihr zu Theil. Sie ward glücklich. Denn sie lebte nun unter redlichen, edlen, herzlichen Menschen.

4.

Das vergeßliche Mädchen.

Aber daß du es nicht so treibst, wie du es schon oft getrieben hast, mein liebes Fiekchen! daß du mir nur nicht vergissest, warum ich dich gebethen habe. Das wäre dann ein fataler Streich für mich!

So sprach Jettchen zu ihrer Freundinn Fiekchen, die in dem Rufe stand, daß sie ein sehr vergeßliches Mädchen sey. Jettchen hatte eine Freundinn, Eleonore, die den Tag darauf ihren Geburtstag feyerte. Jettchen

wollte ihrer geliebten Freundinn eine heimliche Freude machen. Bey verschiedenen Gelegenheiten hatte Lorchen geäussert, sie wünsche das Buch zu lesen, das unter dem Titel erschienen sey: Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. Jettchen nahm sich vor, dieses Buch in der nächsten Stadt zu kaufen, wo eine Buchhandlung war. Sie hatte mehrere Gelegenheiten dahin. Aber da sie wußte, daß auch Fiekchen diesen Tag nach der Stadt reise, so wandte sie sich an sie, und bath sie, ihr die erwähnte Iduna mitzubringen, was ihr von Fiekchen auch wiederhohlt versprochen wurde.

Jettchen freute sich schon im voraus auf das Vergnügen, das sie Eleonoren machen würde. Wie wird sie jubeln, sprach sie, wenn sie das Buch erblickt, nach welchem sie schon lange ein großes Verlangen trägt!

Jettchen schrieb nun an die Freundinn einen schönen Gratulationsbrief, in welchem sie auch der Sittenlehre erwähnte, mit welcher sie ihr ein Geschenk mache.

Sie hatte einen großen herrlichen Blumenkranz geflochten, und in der Mitte desselben den erwähnten Gratulationsbrief künstlich angeheftet, oder vielmehr mit Bändern eingeflochten. Mit Sehnsucht sah sie der Zurückkehr Fiekchens aus der Stadt entgegen.

Fiekchen kam spät Abends zurück. Gerade wollte Jettchen sich zu Bette legen, als sie vernahm, Fiekchen sey gekommen. Sie eilte sogleich zu ihr. Ich kann mich nur einen Augenblick bey dir aufhalten, rief sie Fiekchen zu. Sey willkommen! Nur das Buch gib mir schnell, ich muß sogleich wieder nach Hause.

Ach, das fatale Buch! versetzte Fiekchen, das hat mir heute schon viel Verdruß ge-

macht. Ich wünschte, es wäre gar nicht auf der Welt! Werde mir nicht böse, liebes Jettchen, ich hatte in der Stadt an so vielerley zu denken, daß ich auf die Iduna ganz vergaß. Erst auf dem halben Rückwege ist sie mir eingefallen.

Das war für Henriette eine traurige Nachricht. Sie konnte sich nicht enthalten, unwillig zu werden. Ach, rief sie, du bringst mich um alle Freuden des morgenden Tages! Was soll ich jetzt anstellen. In meinem Briefe spreche ich von dem Buche. Den Brief kann ich nicht mehr von neuem abschreiben und ändern. Auch habe ich ihn so verflochten, daß ich den Blumenkranz zerstören müßte, um ihn sammt den Bändern herabzunehmen! Fiekchen, du hast mir einen bösen Streich gespielt! Ich kann dir nicht sagen, wie mich das ärgert!

Meine verdammte Vergeßlichkeit! versetzte Fiekchen. Ich selbst ärgere mich darüber sehr. Sey nur nicht böse, Jettchen, ein ander Mahl soll so etwas nicht geschehen.

Was hilft mir das ander Mahl, entgegnete Henriette, das ist ein schlechter Trost für mich. Ich habe dich so sehr gebethen, darauf nicht zu vergessen.

Mit sichtbarem Mißvergnügen verließ Jettchen ihre vergeßliche Freundinn. Sie klagte ihren Aeltern ihre Noth, und legte sich verdrießlich zu Bette. Aber der Schlaf wollte sich nicht einfinden. Sie durchwachte fast die ganze Nacht mit betrübtem Herzen. Das alles hatte sie der Vergeßlichkeit der Freundinn zu danken. Der kommende Tag sollte für sie ein Tag der größten Freude seyn. Er war es nicht. Denn sie konnte sich nicht zufrieden darüber geben, daß Eleonore durch das Buch nicht überrascht worden war.

Solche Wirkungen brachte Fiekchens Vergeßlichkeit oft hervor. Dieser Fehler war ihr bereits zur andern Natur geworden. Sie war allzu sehr zerstreut, ihr Geist konnte nicht lange an einen und denselben Gegenstand denken, gleich einem Schmetterlinge flog er von der einen Sache auf die andere, und was sie sich in diesem Augenblicke vornahm, war in dem andern schon vergessen.

Wie oft machte Fiekchen ihrer Mutter durch ihre Vergeßlichkeit Verdruß! wie oft schadete sie sich und andern durch diesen Fehler! Mehrmals trug ihr die Mutter etwas Nothwendiges auf. Die zerstreute Tochter vergaß es. Einmahl sagte sie ihr, sie möchte einen Brief an Herrn Trix tragen. Dieser Herr war ein häßlicher Geitzhals, der mehrere kleine Häuser besaß, die er vermiethete. In einem derselben wohnte ein ehrlicher Weber zur Miethe, der, weil sein Handwerk

nicht ging, in eine traurige Lage gerieth, und oft nicht wußte, woher er für sich und die Seinigen Brot nehmen sollte. Herrn Trix konnte er nicht die Miethe zahlen. Dieser Geitzhals drohte ihm, wenn er bis zu einem bestimmten Tage seinen Zins nicht entrichtete, so wolle er ihn aus dem Hause jagen. Der arme Mann nahm seine Zuflucht zu Fiekchens Mutter, einer sehr wohlthätigen Frau. Die schrieb an Herrn Trix, verwendete sich für den nothleidenden Weber, und versprach, nach einiger Zeit selbst den Zins zu zahlen, wenn dieser es zu thun nicht im Stande wäre. Den Brief, der den armen Mann retten sollte, hatte Fiekchen zu bestellen. Sie legte ihn in ihren Schrank und vergaß ganz darauf. Er kam nicht in des Herrn Trix Hände. Was der habsüchtige, unbarmherzige Geitzhals gedroht hatte, ließ er wirklich in Erfüllung gehen. Er

jagte den unglücklichen Weber aus dem Hause, der nun nicht wußte, wo er unterkommen sollte. Zum Glück fand er in einem nahen Dorfe einen Bauer, der ihn mit seiner Familie mit vieler Menschenliebe in sein Haus aufnahm.

Erst nach Verlauf einer Woche erfuhr Fiekchens Mutter das Vorgefallene. Ueber die Hartherzigkeit des Geitzhalses wurde sie sehr unwillig, aber noch unwilliger, als sie erfuhr, daß Fiekchen den Brief an Trix nicht abgegeben, sondern auf denselben ganz vergessen hatte. Leichtsinniges, zerstreutes Geschöpf! rief sie aus. Du allein bist an des armen Mannes Unfalle Schuld. Hättest du den Brief abgegeben: so würde Herr Trix auf die Zahlung gewartet, und ihn nicht aus seinem Hause getrieben haben. Sieh, welches Unheil deine verwünschte Vergeßlichkeit hervorbringen kann! Was der Mensch thun

soll, daran muß er auch gehörig denken. Vergeßlichkeit kann ihm und andern oft in hohem Grade nachtheilig werden.

Einige Tage hindurch bekam Fiekchen von ihrer Mutter kein freundliches Gesicht. Sie verdiente es auch in der That nicht.

Ein ander Mahl wäre der zerstreuten Fieke ihre Vergeßlichkeit beynahe noch übler bekommen. Sie suchte des Abends etwas in ihrem Schranke. Man rief sie ab. Sie sprang davon, und ließ das Licht in einem Fache des Schrankes unter ihren Kleidern brennen. Daß dieß gefährlich sey, wußte sie wohl. Aber sie dachte, sich bloß auf einige Augenblicke zu entfernen, und gleich wieder zu der Commode zurückzukehren. Allein kaum war sie aus dem Zimmer, so beschäftigten schon vielerley Gegenstände ihre Seele, und sie vergaß auf das brennende Licht ganz. Nach einer halben Stunde be-

merkte man in jenem Zimmer einen hellen Glanz. Man sprang hinein, und erschrak nicht wenig, als man den Schrank in lohen Flammen fand. Schon brannte auch das Bett, das in der Nähe stand, und eine spanische Wand. Alles eilte herbey, um das Feuer zu löschen. Die Flammen wurden glücklich gedämpft. Aber Fiekchens Kleider waren zum Theil ganz, zum Theil Stückweise verbrannt. Ein großes Glück war es, daß man das Feuer noch zeitig genug entdeckt hatte, sonst würde es um sich gegriffen haben, und daraus vielleicht eine verheerende Feuersbrunst entstanden seyn.

Auch dieses Unglück entsprang aus Fiekchens Vergeßlichkeit. Sie mußte still und mit tiefer Beschämung die bittern Vorwürfe ihrer Aeltern anhören, und sich oft an diesen gefährlichen Vorfall erinnern lassen.

Fiekchen wurde die Frau eines Färbers. Dieser besaß ein Vermögen von sechstausend Thalern. Er wollte es nicht ungenützt liegen lassen, sondern lieh es auf Interessen an den Kaufmann Herrn Flinker aus. Dieser gab ihm darüber einen Schuldschein oder eine Obligation. Der Mann kommt nach Hause, und da er ein dringendes Geschäft hat, übergibt er den Schuldschein seiner Frau zum Aufheben.

Fiekchen war eben in der Küche beschäftigt. Sie versprach, das Papier sogleich aufzuheben. Häusliche Geschäfte zerstreuten Herrn Flinker so sehr, daß er einige Wochen hindurch nicht an die Obligation dachte. Vielleicht wäre dieß auch lange noch nicht geschehen, wenn er daran nicht durch den Tod des Kaufmannes, dem er das Geld geliehen hatte, erinnert worden wäre.

Der Verstorbene ließ große Schulden zurück. Die Gläubiger beeilten sich mit ihren Forderungen an das hinterlassene Vermögen, das nicht hinreichte, alle zu befriedigen. Fiekchens Mann fragte jetzt nach dem Schuldscheine, den er der Frau übergeben hatte, um ihn aufzuheben. Er wollte damit zur Obrigkeit gehen, und an Flinkers Hinterlassenschaft auch Forderungen machen. Aber das Papier war nicht zu finden. Fiekchen hatte vergessen, es in dem Schranke aufzuheben. Es war in der Küche liegen geblieben, und wahrscheinlich als ein unnützes Papier verworfen oder gebraucht worden. Das ganze Haus wurde durchsucht; die Obligation fand sich nirgends.

Fiekchens Mann eilte zu dem Magistrate, und that seine Forderung. Er wurde sogleich zur Vorzeigung des Schuldscheines aufgefordert. Den konnte er nicht beybringen. Er

erzählte den Verlauf der Sache. Aber das half nichts. Ohne Obligation, hieß es, könne er auf nichts Anspruch machen. Er fing mit den Kindern des verstorbenen Herrn Flinker einen Proceß an, der ihm ein Paar hundert Thaler kostete, und den er am Ende doch verlor. Von seinen sechstausend Thalern bekam er keinen Heller zurück, und so war sein ganzes Vermögen dahin.

Er konnte sich darüber nicht zufrieden geben. Durch Fiekchens unverantwortliche Vergeßlichkeit war er zu diesem empfindlichen Verluste gekommen. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe, die sie geduldig anhören mußte, weil sie dieselben verdiente. Von nun an war ihr Eheglück verschwunden. Sie lebten in beständiger Uneinigkeit, und ihre Tage waren traurige Tage. Fiekchens Vergeßlichkeit allein war Schuld daran.

5.

Fränzchen.

Man hätte Fränzchen recht sehr lieben können, wenn sie sich nicht manches angewöhnt hätte, was nicht gefiel. Sie hatte ein gutes Herz, sie war ungemein gefällig, fleißig und munter. Aber dennoch befand man sich, mancher ihrer Angewohnheiten wegen, nicht gerne in ihrer Gesellschaft.

Einmahl hatte Fränzchen die Unart angenommen, ihre Finger oft in die Haare zu bringen, und sich auf dem Kopfe zu kratzen.

Das ließ ihr sehr häßlich, und die Aeltern machten sie auf diese Unschicklichkeit anfmerksam. Sie vergaß sich indeß noch immer, und fuhr fort, sich der gedachten Unart schuldig zu machen.

Doch dieß bekam ihr einmal übel. Sie befand sich eines Nachmittags in einem Zirkel von Mädchen. Mit den meisten von ihnen war sie noch nicht bekannt. Sie fingen ein Spiel an. Fränzchen wurde dabey tief gekränkt. Mehrere Mädchen wollten sie durchaus nicht bey der Hand anfassen. Auch rückte jede, die zu ihr zu sitzen kam, von ihr weg, um nicht in Berührung mit ihr zu kommen.

Das fiel nicht nur dem armen Fränzchen, sondern auch einer ihrer Freundinnen auf. Diese sagte ganz leise zu den andern Mädchen: Warum zieht ihr euch denn von Fränzchen zurück?

Wer möchte bey ihr sitzen! sprach eine von den Spielerinnen. Sie muß ja den Kopf voll von gewissen Insektchen haben!

Fränzchen vernahm diese Worte, und fühlte sich sehr beschämt. Sie suchte einen Vorwand, sich zu entfernen, und that dieses bald.

Die Gesellschaft merkte wohl, Fränzchen sey aus Verdruß nach Hause gegangen. Aber mehrere sagten: es sey ihr nicht Unrecht geschehen, warum habe sie die häßliche Unart, beständig mit den Fingern auf dem Kopfe zu seyn! Dieß wäre zurückstoßend und ekelhaft.

Fränzchen schämte sich lange über diesen Vorfall. Sie hatte kaum so viel Muth, ihre Freundinnen zu besuchen, die in jener Gesellschaft zugegen gewesen waren, und die beschämenden Worte gehört hatten. Aber die gute Folge hatte der Vorfall, daß sich

Fränzchen die Unart, sich oft zu kratzen, abgewöhnte.

Noch litt sie aber an einer andern häßlichen Angewohnheit. Sie gähnte bisweilen, und hielt dabey fast nie die Hand vor den Mund. Nun ist das Gähnen schon an sich keine schöne Angewohnheit, wenn es aber mit offnem, unverdecktem Munde geschieht, so wird dasselbe zu einer der größten Unarten.

Einmahl speiste Fränzchen des Abends bey einer guten Freundinn. Es war eine große Gesellschaft beysammen. Die Erwachsenen sprachen über Dinge, die für die mitspeisende Jugend nichts Anziehendes hatten. Fränzchen fing ohne Weiteres an zu gähnen. Sie hielt die Hand wieder nicht an den Mund, und wurde bey dem Gähnen so laut, daß das Ihah, das sie auspreßte, ein allgemeines Lachen verursachte. Ein junger

Mensch, der mitspeiste und etwas muthwillig war, lachte am lautesten, und rief den Mädchen, die an Fränzchens Seite saßen, zu: sie möchten sich in Acht nehmen, in ihrer Nähe müsse sich ein brüllender Löwe befinden, der suche sie gewiß zu verschlingen.

Das Lachen dauerte fort, und Fränzchen kam in die größte Verlegenheit. Sie schien auf Ein Mahl vom Scharlachfieber überfallen zu seyn, so roth war sie im ganzen Gesichte. Das war wieder eine nützliche Lection für sie. Durch einige der Mitspeisenden hatte sich der Vorfall in dem Orte verbreitet. Einige Spaßvögel nannten nun eine Zeitlang die Gähnerinn das laute Ihah, andere den brüllenden Löwen. Fränzchen erfuhr dieß, und betrübte sich darüber sehr. Aber sie nahm sich auch von nun an, besonders in Gesellschaft, vor dem Gähnen in Acht. Konnte sie sich des-

sen nicht enthalten, so bedeckte sie doch immer den Mund mit der Hand, und wurde nun nicht mehr so anstößig.

Eine Zeitlang hatte Fränzchen auch die Unart an sich, viel und laut zu lachen. Es war oft eine Kleinigkeit, über die sie in ein helles Gelächter ausbrach. Daß dieses unanständig sey, schien sie nicht zu fühlen. Einmahl hatte sie mehrere Mädchen zu sich eingeladen. Ihr Bruder mischte sich in ihre Spiele, und rief auch einen seiner Freunde herbey, um daran Theil zu nehmen. Dieser hatte ein sehr kleines Kinn. Dieß kam Fränzchen sehr drollig vor. Sie machte heimlich ihre Freundinnen darauf aufmerksam, und bemerkte dabey: man müsse in den Zeitungen bekannt machen, es wäre dem Wilhelm (so hieß ihres Bruders Freund) ein Bedienter, Namens Kinn, davon gelaufen, wer den Deserteur festhalte und sei-

nem Herrn zurückschicke, solle eine Belohnung von zwanzig Dukaten bekommen.

Dieser Einfall machte Fränzchen so viel Freude, daß sie darüber in ein lautes Gelächter ausbrach, und sich durchaus nicht mäßigen konnte. Sie lachte wohl eine Viertelstunde lang, und wenn sie Wilhelmen ansah, fing sie von neuem an zu kickern.

Wilhelm merkte wohl, daß dieses Gelächter ihm gelte. Er wurde sichtbar unwillig darüber, und da es nicht aufhörte, verließ er mißvergnügt seinen Freund.

Fränzchens Bruder machte ihr harte Vorwürfe. Du bist ein albernes Mädchen, sprach er, durch dein einfältiges, unanständiges Lachen beleidigst du andere, und dir selbst schadest du auch. Man wird dir gram, man hält dich für eine Närrinn!

Nu nu nu, Herr Bruder, rief Fränzchen, nur nicht gar so artig, nur nicht gar so fein!

Ey, was artig! ey, was fein! versetzte der Bruder. Es lohnte sich wohl auch der Mühe, artig und fein gegen dich zu seyn! Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Die Geschwister zankten sich tüchtig. Fränzchen zog den kürzern. Ihr Bruder las ihr eine scharfe, wohlverdiente Lection. Sie hätte indeß vielleicht noch lange an der beschriebenen Unart gelitten, wenn sie nicht einmahl vor vielen Leuten beschämt worden wäre. Einer von ihnen rief ihr zu: An vielem Lachen und Flennen, kann man die Närrinn erkennen! Von dieser Zeit an lachte Fränzchen nicht mehr so viel, und nicht so laut.

Mit der Sprache nahm es Fränzchen nicht sehr genau. Sie gewöhnte sich manche Ausdrücke und Redensarten an, die sie auch da anbrachte, wohin sie gar nicht paßten. Eine

Zeitlang liebte sie das Wort „Kleinigkeiten“. In einer Viertelstunde führte sie es wohl hundert Mahl im Munde. Auf eine lächerliche Weise bediente sie sich desselben auch dann, wann es sehr unpassend war. So gab ihr der Vater einmahl wegen eines begangenen Fehlers einen scharfen Verweis. „Kleinigkeiten!“ sagte sie und lächelte. Der Vater führte sie vom Tische weg, an welchem sie saß, und ließ sie auf einer Bank ihr Mittagsmahl verzehren. Sie weinte bitterlich. „Kleinigkeiten!“ sagte ihr Vater, und hörte auf ihr Weinen nicht. Eines Tages neckte sie den Bruder. Er zupfte sie bey den Haaren. Sie schrie. „Kleinigkeiten!“ sagte er, und sprang davon. Einmahl blieb sie mit neuen Schuhen im Kothe stecken. Der Bruder eilte ihr zu Hülfe. Sie jammerte über ihre schönen Schuhe. „Kleinigkeiten!“ sprach

der Bruder und lächelte. Das verdroß Fränzchen sehr, aber noch oft wurde sie auf diese Weise geneckt.

Ein ander Mahl gewöhnte sie sich die Worte: „Hübsch höflich!“ an. Bey jeder Gelegenheit brachte sie sie vor. Mehrmahls wurden andere Menschen, in deren Gegenwart sie dieselben sprach, beleidigt, weil sie glaubten, Fränzchen rufe ihnen zu, hübsch höflich zu seyn! Einmahl wurde sie aber selbst damit in große Verlegenheit gebracht. Es speisten bey ihrem Vater ein Paar vornehme Herren. Fränzchen nahm sich zusammen, und wollte recht artig seyn. Aber da sie eine Brühe weiter gab, begoß sie damit eine Dame, die ihr zur Rechten saß, und schön gekleidet war. Das erregte Aufsehen. Ein junger Mann, der Fränzchens Redensarten kannte, rief ihr zu: Mamsel Fanny, hübsch höflich! —

Das brachte sie in die größte Verwirrung, und sie saß beschämt und wie auf Kohlen da.

Bald darauf gewöhnte sich Fränzchen das Wort „närrisch" an. Alles war nun bey ihr närrisch. Einmal kam sie aus einem Trauerspiele nach Hause, das sie tief gerührt hatte. Auf die Frage der Aeltern, wie es ihr gefallen habe, rief sie mit vielem Ernste aus: Es war ein herrliches närrisches Trauerspiel.

Mit dem Worte närrisch ging es indeß Fränzchen sehr schlimm. Sie wurde, auf Veranlassung desselben, in der ganzen Stadt ein närrisches, und von vielen sogar ein pudelnärrisches Mädchen genannt. Aber so rannte sie fast mit allen ihren Angewohnheiten an, bis es ihr endlich gelang, dieselben zu vermeiden. Sie hüthete sich sorgfältig vor jeder Unart, und nun war sie ein liebes Mädchen, dem jedermann gut war.

6.

Amanda.

In häuslicher Ruhe lebte Frau Egmond, eine liebenswürdige Frau. Ihr Gatte war ihr durch den Tod entrissen worden. Viel Gold und Silber ließ er ihr nicht zurück, aber doch einen großen, kostbaren Schatz — eine kleine, hoffnungsvolle Tochter. Sie hieß Amanda.

Amanda war ein herziges Kind, freundlich, anschmiegend, zutraulich. That ihr die gute Mutter einen Gefallen, so verklärte

sich Amanda's Gesicht vor Freude, und sie glich einem kleinen lieben Engel. Gleich einer Blume wuchs sie empor, und war der Stolz und das Glück der Mutter, die Freude aller, die das holde Mädchen kannten.

Frau Egmond wohnte in Luisenfeld, einer freundlichen kleinen Stadt, in der sie eine bequeme Wohnung besaß. Zwanzig Meilen von ihrem Aufenthaltsorte besaß sie, in Rendsdorf, ein kleines Landgut, nach welchem sie Ein Mahl im Jahre mit Amanda fuhr.

Nirgends war Amanda lieber als in Rendsdorf, keine Nachricht klang ihr angenehmer, als die, daß man nun bald das Landgut besuchen werde. Hier war sie ganz in Gottes freyer Natur, hier konnte sie frey athmen, sich auf den Wiesen und Bergen, in Thälern und in Wäldern herum-

tummeln, und ungehindert ihre frohen Lieder trillern.

Das Landgut war verpachtet. Die Pächterinn war eine brave Frau. Sie hatte viele Hühner auf dem Hofe und mehrere Kühe. Amanda's Freude war es, wenn sie das Geflügel herbey rufen, es um sich versammeln und füttern konnte. Dieß Geschäft ließ sie sich, so lange sie in Rendsdorf sich aufhielt, nicht nehmen.

Auch die Kühe machten ihr großes Vergnügen. Sie sah gerne zu, wie sie gemolken wurden, streichelte sie, kleidete sich oft wie ein Landmädchen und stand so im Stalle. Dieser Anzug ließ ihr allerliebst. Man versicherte allgemein, als Stadtfräule sehe sie schön aus, aber als Landmädel noch schöner.

Eines Jahres befand sich Frau Egmond in Rendsdorf, als ihr Geburtstag einfiel.

Amanda wollte sie überraschen. Sie beredete sich mit mehrern Dorfmädchen, ihrer Mutter an diesem Tage eine Freude zu machen. Sie entwarfen dazu heimlich einen Plan.

Der Geburtstag war da. Als die Mutter angekleidet war, und sich gerade im Garten befand, um in die Natur hinzublicken und sich an Gottes Schöpfung zu freuen, trat Amanda mit mehrern Dorfmädchen, die sauber gekleidet, und mit Wiesenblumen geschmückt waren, zu ihr in den Garten.

Amanda war ganz wie ein Landmädchen gekleidet. An ihrer rechten Hand hing ein Körbchen, mit Blumen gefüllt. Ein anderes Mädchen trug ein schneeweisses Lämmchen, ein drittes einen Korb auf dem Rükken, in welchem sich Eyer befanden, und so hatte jedes etwas, was es der geliebten Frau Egmond zum Opfer brachte.

Amanda begann den Zug. Sie trat vor die Mutter hin, und sang folgende Zeilen:

Ein Blumenmädel naht sich dir
Mit einer kleinen Gabe;
Ich gebe, was ich habe;
Geliebte Mutter nimms von mir!

Den Blumen sey dein Leben gleich;
Es blühe frisch und heiter,
Und liebst du mich noch weiter,
Dann bin auch ich an Freuden reich.

Ein Blumenmädel bittet dich,
Wollst seine Blumen nehmen,
Sonst thät sichs herzlich grämen;
Guts Mütterchen, o liebe mich!

Auch bringt dir hier der Mädchen Schar
Zum Opfer manche Gaben,
Sie bringen, was sie haben,
Der Königinn des Festes dar.

Wir bitten dich, wollst mildiglich,
Was Herzen weih'n, empfahen;
Mit dieser Bitte nahen
Wir dir, und kränzen, Mutter, dich!

Diesen Vers stimmte die Schar der Mädchen auch an. Alle wiederhohlten:

Wir bitten dich, wollst mildiglich,
Was Herzen weih'n, empfahen;
Mit dieser Bitte nahen
Wir dir, und kränzen, Mutter, dich!

Jetzt wurde Frau Egmund mit Blumen bekränzt. Vor sie hin legte man die Ge-

schenke, die man ihr darbrachte. Wonne füllte ihr Herz. Freudenzähren glänzten in ihrem Auge. An der mütterlichen Brust lag Amanda. Kein Wort wurde gesprochen, aber alles sagten die freudetrunknen Blicke der Mutter und Tochter, und die Thränen, die von beyder Wangen perlten.

Den anwesenden guten Mädchen dankte Frau Egmond recht freundlich, und gab jedem etwas zum Andenken. Auch mußten sie diesen Tag bey ihr speisen. Das Mittagsmahl wurde im Garten, unter freyem Himmel, eingenommen. Reich an reinen Freuden war dieser Tag.

Solche einfache, aber nichts desto weniger sehr frohe Feste gab es in Rendsdorf immer, wenn Frau Egmond mit Amanda sich auf ihrem Landgute aufhielt.

Die Ruhe des Landes wurde eines Jahres, unglücklicher Weise, gestört. Der Fürst desselben wurde in einen blutigen Krieg verwickelt. Der Feind war glücklich, kam über die Grenze, und drang in das Herz des Landes ein. Die Hauptstadt selbst kam in die Gefahr, von ihm erobert zu werden. Alles flüchtete sich aus derselben und aus mehrern Städten.

Auch Frau Egmond kam auf den Entschluß, die Stadt zu verlassen, in der sie lebte, und sich nach Rendsdorf zu flüchten. Sie that es. Glücklich kam sie mit Amanda auf dem Landgute an. Aber kaum war sie einige Tage hier, als der Feind, den man hier nicht erwartet hatte, in diese Gegend drang, und sich viele Greuelthaten erlaubte.

Frau Egmond war in nicht geringer Bestürzung. Weiter konnte sie nicht fliehen.

Sie mußte nun geduldig abwarten, was die Sache für eine Wendung nehmen würde.

Eines Nachts entstand im Dorfe ein grosser Lärm. Mutter und Tochter erwachten, und waren in Angst. Kaum hatten sie sich in ihre Kleider geworfen, als an ihre Wohnung gepocht wurde. Gegen funfzig Feinde drangen mit bloßem Säbel und mit aufgepflanzten Bajonetten ein.

Frau Egmond erschrak; Amanda zitterte. Die Feinde verlangten Wein. Ein Bedienter wollte welchen hohlen. Aber die Feinde stürzten in den Keller, und trugen ihn selbst in Scheffeln ins Zimmer. Sie verlangten zu essen. Man legte ihnen Brot vor. Damit waren sie nicht zufrieden. Einige gingen in die Ställe, schlachteten viel Federvieh, ein Schwein, eine Kuh, und fingen an zu braten. Sie begehrten Kaffee. Es mußte welcher sogleich gemacht werden. Die

Feinde zuckerten ihn stark. Mehr als zur Hälfte wurde die Tasse mit Zucker gefüllt. Mancher trank zehn bis fünfzehn Schalen. Als die Feinde des Morgens abziehen wollten, verlangten sie Geld. Sie bestimmten selbst die Summe. Als Frau Egmond ihnen nur die Hälfte davon gab, wurden sie erbittert. Einer wollte mit einem langen Säbel nach ihr hauen, zehn andere umringten sie, und hielten ihr die Bajonette an den Leib.

Amanda erschrak aufs heftigste. Sie that einen Schrey, denn sie glaubte, ihre Mutter sollte gemordet werden. Mit kindlicher Liebe drängte sie sich unter den Bajonetten zur Mutter, um sie, mit Gefahr des eigenen Lebens, zu schützen. Ihre herzliche Liebe rührte den Obersten so sehr, daß er befahl, Frau Egmond in Ruhe zu lassen.

Sogleich wurden die Gewehre zurückgezogen, und die Feinde marschirten ab.

Kaum hatten sich aber Mutter und Tochter von dem erlittenen Schrecken erhohlt, so erschien ein neuer Haufen von Feinden, der sich eben so benahm als der erste. Frau Egmond sah, daß ihr und Amanda's Leben in Rendsdorf nicht sicher sey, und faßte den gewagten Entschluß, nach der Stadt zurückzukehren. Es geschah. Voll von Mühseligkeiten und Gefahren war diese Reise. Mehrmahls wurde sie von feindlichen Haufen angehalten, geplündert, gemißhandelt, und mehrmals, wie es schien, nur durch ein Wunder des Himmels am Leben erhalten. Sie mußte mehrere Verwundete in ihren Wagen nehmen, die noch bluteten, und ihr sehr lästig waren. Das Schrecklichste indeß war für sie und Amanda der gräßliche Anblick eines Schlachtfeldes, auf welchem

einen Tag vorher eine mörderische Schlacht vorgefallen war. Sie sahen, wie mancher Sterbende sich noch herumwälzte, wie noch so viele Verwundete herumkrochen, und um Erbarmung flehten, sie vernahmen das Jammern der Blessirten, das Röcheln der Halbtodten, und ihr Herz empörte sich. Sie verwünschten beyde den Krieg, der über die Menschen so viel Elend bringt.

Noch waren Mutter und Tochter zehn Meilen von ihrem Wohnorte entfernt. Alles war mit Feinden bedeckt. Die Stadt zu erreichen, schien der guten Mutter, unter solchen Umständen, nicht möglich. Glücklicher Weise traf sie mit einem feindlichen Generale, einem edlen Manne, zusammen. Der schrieb ihr mit Bleystift einen Paß, und drang ihr zugleich einige Dukaten auf, weil er hörte, daß ihr Reisegeld fast ganz aufgegangen sey. So gelang es ihr, ungehin-

dert mitten durch die feindliche Armee zu kommen, und die Stadt zu erreichen. Viel hatte sie und Amanda ausgestanden.

Der ersehnte Friede wurde bald geschlossen, und da Frau Egmond durch den Krieg sehr viel gelitten hatte, verkaufte sie ihr Haus in der Stadt, und zog sich auf ihr Landgut. Hier lebte sie mit ihrer Tochter einfach, zufrieden und froh. Natur, Gott und gute Menschen gewährten ihnen die schönsten, reinsten Genüsse. Amanda wurde eine glückliche Ehefrau. Noch lebt sie vergnügt. Oft sieht man sie unter dem einzigen Mandelbaume des Gartens, denn unter diesem Baume ruht die Hülle ihrer edlen Mutter.

7.

Das vorlaute Mädchen.

Martchen war ein flinkes, lustiges Mädchen, dem der Mund selten stille stand. — Wenn niemand etwas zu sprechen wußte, so wußte doch Martchen etwas vorzubringen. Viele liebten sie ihres muntern, heitern Wesens wegen.

Aber Eine Unart hatte das gute Mädchen an sich, die vielen mißfiel. Wenn Kinder in der Gesellschaft erwachsener Personen sind, so läßt es ihnen nicht gut, wenn sie viel

sprechen. Man legt ihnen dieses übel aus. Das junge Blut, heißt es dann oft, sollte hübsch schweigen, die Erwachsenen reden lassen, und auf ihre Worte merken.

Gerade dieß sagte man auch von Martchen. Sie ließ sich zu gerne und zu oft hören, sie erhob auch dann ihre Stimme, wenn sie bescheiden schweigen sollte, sie führte fast immer das große Wort, sprach über alles, sprach zu viel, war, mit Einem Wort, ein vorlautes Mädchen.

Sprachen ihre Aeltern mit jemanden, so geschah es oft, daß Martchen ihnen in die Rede fiel, und sie darauf aufmerksam machte, daß sie darüber auch etwas sagen könne.

So schweig' doch, und unterbrich uns nicht, mußten ihr oft die Aeltern zurufen. Wir wissen ja, daß du auf der Welt bist, auch wenn du dich nicht meldest.

Wurde in Gesellschaft ein Urtheil gefällt, so ließ sich Martchen gleich vernehmen. Sie bestätigte oder widerlegte es mit lauter Stimme. Auch wenn über Sachen gesprochen wurde, die sie nichts angingen, sagte sie gern ihre Meinung. Ihr Bruder spottete nicht selten darüber und sagte: Martchen muß doch auch zu allem ihren Senf geben. Ueber Tische plauderte sie sehr viel, auch wenn Fremde geladen waren.

Selbst wenn Martchen unter unbekannte Mädchen kam, schwieg sie nicht still, sondern betäubte bald durch ihre Stimme alle übrigen.

So unschuldig auch Martchens Reden waren, so blieb doch ihr vorlautes Wesen eine Unart, die ihr bey vielen sehr schadete.

Einmahl kam sie von einem Besuche weinend nach Hause. Sie klagte ihren Aeltern bitterlich, daß sie von den Mädchen,

aus deren Gesellschaft sie käme, sehr unartig behandelt worden sey. Ich wollte sie unterhalten, sprach sie, und sie belohnten mich auf eine so häßliche Weise für meinen guten Willen. Linchen hieß mich ein naseweises Mädchen, Henriette einen Marktschreyer, und Lotte sogar einen Hanswurst.

Das ist nicht artig, sagte der Vater. Aber ich wette, du selbst bist zum Theil Schuld daran. Du hast gewiß deine Stimme wieder zu sehr erhoben; gesteh es nur.

Aus allem, was Martchen nun vorbrachte, ersah der Vater, daß sie wieder sehr vorlaut gewesen war, und sich dadurch die ihr widerfahrne Beschämung zugezogen habe. Meine liebe Tochter, sprach er, du wirst dir noch vielen Verdruß gefallen lassen müssen, wenn du dein vorlautes Wesen nicht ablegst. Vorlaute Menschen sind nirgends wohlgelitten. Man flieht ihren Um-

gang, und beschämt sie oft. Sey vernünftig, meine Tochter! und werde mir stiller, bescheidener. Ich werde dich dann noch Ein Mahl so lieb haben.

Martchen beherzigte diese Worte des Vaters. Sie fing an, auf sich mehr Acht zu geben, und ihren Hang, viel zu sprechen, zu bekämpfen. Wenn andere sprachen, so fuhr sie ihnen nicht mehr in die Rede; befand sie sich in Gesellschaft, so redete sie nicht zu viel; sprach sie über etwas, so that sie es auf eine bescheidne Weise, kurz sie wurde aus einem vorlauten ein stilles, bescheidenes Mädchen. Nun erst war sie liebenswürdig und von jedermann geliebt.

8.

Luise.

Gar Vieles liebte die zwölfjährige Luise. Aber nichts ging ihr über das Tanzen. — Schon als kleines Kind, da sie noch kaum auf den Füßen stehen konnte, drehte sie sich gerne herum, oder bath andere, mit ihr im Arme herumzutanzen. Als sie älter war, konnten ihr die Aeltern keinen größeren Gefallen erweisen, als wenn sie ihr die Erlaubniß gaben, an den kleinen Tänzen Theil zu nehmen, die in ihrem Wohnorte in manchen Familien gegeben wurden. Kamen Mädchen

zu ihr, oder befand sie sich bey ihnen: so schlug sie zur Unterhaltung immer das Tanzen vor. Ein Tänzchen! ein Tänzchen! das waren dann ihre gewöhnlichen Ausrufungsworte. Konnte sie sich brav herumdrehen, dann ging ihr keine Freude über diese Freude.

Von den Aeltern wurde Luise sehr geliebt. Sie war ein verständiges, folgsames und gutherziges Mädchen. Ihr Aeusserliches hatte viel Einnehmendes. Ihr sanftes, dabey heitres und trauliches Wesen machte sie liebenswürdig.

Sie feyerte ihren zwölften Geburtstag, und war ungemein fröhlich. Des Abends wurden ihre Freundinnen zu einem kleinen Schmause von ihr eingeladen. Carl, ihr Bruder, erhielt die Erlaubniß, auch einige Freunde dazu zu rufen. Das junge Völkchen war recht vergnügt. Es scherzte, schäkerte

und lachte, aber alles mit Anstand und Bescheidenheit. Luise wurde mit Blumen bekränzt, und hieß die Königinn des Festes.

Das Beste kam noch. Luisens Aeltern hatten heimlich einige Musikanten bestellt. Nach dem Schmause fingen sie in einem Nebenzimmer zu musiciren an. Das war ein elektrischer Schlag für das junge fröhliche Völkchen, besonders für Luisen. Ein Tänzchen! ein Tänzchen! rief diese frohlockend aus. Das ist allerliebst! das ist herrlich!

Auch die andern jubelten. Die Thüre zu dem großen Zimmer, in welchem sich die Musikanten befanden, ging auf. Da war Freude über Freude. Luise wußte sich kaum zu fassen. Das Zimmer war durch viele Wachskerzen erhellt, und die Wände mit Blumenguirlanden schön geziert.

Der kleine Ball ging an. Luise war freudetrunken; sie d r e h t e sich nicht, sie

wälzte sich herum. Bald glühte ihr Gesicht. Die Aeltern bemerkten es. Mäßige dich, Luise, sprach der Vater, das zu starke Tanzen schadet der Lunge und der Gesundheit überhaupt. Nimm dich in Acht, meine Tochter! flüsterte ihr die Mutter zu.

Aber Luise war von der Freude berauscht. Sie fühlte sich zu schwach, dem Reitze des Tanzens zu widerstehen. Ihr ganzer Körper glühte. Sie konnte es vor Hitze und Durst nicht mehr aushalten. Zwar hatte sie oft von ihren Aeltern gehört, man dürfe, wenn man heiß sey, nichts Kaltes trinken, und sich nicht der frischen Luft, besonders keiner Zugluft aussetzen. Aber daran dachte jetzt Luise nicht. Ihre Aeltern waren gerade in der Nebenstube. Sie eilte aus dem Tanzzimmer — geradezu in den Garten, der an die Wohnung stieß. Die Luft war kühl. Der Schweiß, in welchem sich Luise

befand, trat zurück. Es wurde ihr übel; das fühlte sie. Dessenungeachtet trank sie noch ein Glas kaltes Wasser. Jetzt wurde ihr schwindlich, sie taumelte, und sank bald danieder. Glücklicher Weise wurde dieß von einer Hausmagd bemerkt. Diese schrie um Hülfe. Man eilte herbey, und fand Luisen in einem Todesähnlichen Zustande.

Die Freude verwandelte sich in Schrecken und Trauer. Luise kam zwar zu sich; aber sie war ermattet, und blaß wie der Tod. Sprechen konnte sie nicht. Man trug sie ins Bett. Die Gesellschaft ging traurig und still auseinander.

In wenigen Minuten war der Arzt da. Er untersuchte Luisens Zustand. Das kommt aus dem starken Tanzen heraus, sprach er. Man stürmt dadurch auf seine Gesundheit mit aller Macht los, und zerrüttet sie. Erkältet man sich dann noch obendrein, so wär'

es kein Wunder, wenn Excessen dieser Art augenblicklich mit dem Tode bestraft würden. Das bedenken die Tanzlustigen nicht.

Acht Wochen währte es, bis Luise wieder so hergestellt war, daß sie das Bett verlassen und herumgehen konnte. Aber an dem Brustübel, das sie sich durch ihre Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, litt sie immer fort.

Die Aeltern sahen nun mit mehr Strenge darauf, daß sie es im Tanzen nicht übertrieb. Aber sobald sie von denselben nicht bewacht wurde, erlag sie ihrer Tanzlust, walzte zu heftig, und verschlimmerte ihr Brustübel sehr.

Im zwanzigsten Jahre wurde Luise Braut. Man pries sie glücklich; denn ihr Bräutigam war ein geachteter, trefflicher Mann. Sie sollte das Vergnügen nicht genießen, mit ihm zu leben. Es war Faschingszeit, und in drey Wochen sollte die Hochzeit seyn. Der Bräutigam führte sie auf die Redoute. Hier

walzte sie wieder zu stark und wurde ohnmächtig. In einem Tragsessel brachte man sie nach Hause. Sie wurde sehr krank. Es trat eine Lungenentzündung ein, und die liebenswürdige, geliebte Braut wurde ein Opfer des Todes.

Alles betrauerte, und viele beweinten ihren Verlust. Sie ist ein Opfer der Tanzlust, sagten alle Aerzte; möchten sich die Mütter und Töchter durch sie warnen lassen!

Luisens Begräbniß war rührend. Acht Jünglinge trugen ihre Leiche. Zwölf weiß gekleidete Mädchen mit schwarzen Bändern folgten dem Sarg, der mit Kränzen und Sträußern geschmückt war. Tiefgebeugt stand der Bräutigam am Grabe. Alles weinte. Als der Sarg eingesenkt wurde, streuten die Mädchen Blumen ins Grab.

9.

Philine.

Philine war die Munterkeit selbst. Das gefiel. Aber Philine hatte einen Fehler, den viele Mädchen haben sollen, das gefiel nicht. Sie konnte keinen Tadel ertragen, und vertheidigte sich gleich mit zu großer Heftigkeit; auch glaubte sie, das Recht zu haben, Erwachsene mit Dreistigkeit zu beurtheilen, und von Dingen, die sie noch nicht verstand, so zu sprechen, als wären sie ihr längst hinlänglich bekannt.

Diese Unart Philinens kannten alle, die mit ihr umgingen, und waren ihr daher nicht von Herzen gewogen. Man nannte sie allgemein ein schnippisches Mädchen, und schnippische Mädchen haben nie gefallen.

Einmahl besuchte ein Oncle ihren Vater. Er war ein Mann, der Philinen viel Gutes erweisen konnte. Sie freute sich über seine Ankunft, und belustigte ihn bald durch ihr muntres Wesen und ihre drolligen Einfälle. Das gefiel dem Oncle, und er gab sich viel mit ihr ab. Aber bald bemerkte er, daß man sich nicht gemein mit ihr machen müsse. Sie erlaubte sich Aeusserungen gegen ihn, die sehr unbescheiden und keck waren. Er schüttelte den Kopf, und sagte: Das Mädchen will mir nicht ganz gefallen.

Es währte nicht lange, so verdarb es Philine mit ihrem Oncle ganz. Ihr Vater hatte, ihm zu Liebe, eine große Gesellschaft

zu Gaste gebethen. Alles war munter und fröhlich. Der Oncle, ein alter Mann, schien sich verjüngt zu haben. Er erzählte lustige Anekdoten, und würzte durch seine guten Einfälle die Unterhaltung. Philine war nicht minder aufgeräumt. Der Oncle wandte sich an sie, und fing an, mit ihr zu scherzen. Das nahm sie ihm sehr übel. Sie glaubte, er wolle sie necken. Sie that unwillig. Hm! rief sie, und warf sich in die Brust, glauben Sie, Herr Oncle, daß ich Sie nicht verstehe? O so alt Sie sind, so wenig können Sie mich täuschen!

Ey, seht mir das junge Blut an! versetzte der Oncle, und die ganze Tischgesellschaft wurde aufmerksam.

Haha! das junge Blut! entgegnete Philine, auf den Bart kommt es nicht an; sonst müßte der Ziegenbock ein hochgeehrtes Thier seyn.

Junges Mädchen! sprach der erstaunte Oncle, und alle Gäste wunderten sich über Philinens Keckheit.

Auch junge Mädchen können Verstand haben, versetzte die schnippische Philine. Graue Häupter sollten nie muthwillig werden. O wie fein stehet es, wenn graue Häupter weise sind. So steht es in der Bibel. Ich glaube, Sirach sagts.

Der Oncle staunte, die ganze Gesellschaft war betroffen. Einer davon, der Philinens Worte nicht geduldig anhören konnte, rief ihr zu: Ey, mein liebes Kind, Sie verrathen schon in Ihrem zarten Alter viel Bekanntschaft mit der Bibel. Gewiß kennen Sie auch die Stelle: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren." Das steht auch in der Bibel. Ich glaube, Moses sagts.

Jetzt hat es gewiß kein Moses gesagt! entgegnete Philine in einem bittern, kecken Tone, der alle Anwesende in Erstaunen setzte.

Philinens Aeltern befanden sich in der unangenehmsten Lage. Sie schämten sich der unverschämten Dreistigkeit ihrer Tochter, und der Vater konnte sich endlich nicht länger halten; er nahm Philinen bey der Hand, und führte sie zum Zimmer hinaus. Das war für sie eine Beschämung, über die sie laut jammerte. Da sie durchaus nicht still werden wollte, sperrte sie der Vater in eine hintere Kammer ein.

Der Oncle, auf den aller Augen gerichtet waren, wollte die Sache wieder gut machen. Kinder sind Kinder, sagte er, die vergessen sich wohl zuweilen. Aber tief in seinem Herzen blieb ein Gefühl von Unwillen zurück, das er nicht ganz unterdrücken konnte. Die

Gäste waren auch innerlich unwillig, und es konnte zu keiner rechten Fröhlichkeit mehr kommen.

Als die Gäste auseinander gegangen waren, nahm der Vater Philinen vor. Du verdientest, sprach er, daß ich dich fortjagte. Du hast dich, mich und deine Mutter tief beschämt. Fühlst und weißt du es nicht, daß junge Personen gegen Erwachsene immer bescheiden seyn sollen?

Warum hat mich der Oncle geneckt, schluchzte Philine. Das werde ich nicht dulden, daß mich andere ungehindert verspotten.

Der Oncle hat deiner nicht gespottet, versetzte der Vater, er hat bloß auf eine ganz unschuldige Weise mit dir gescherzt. Lächelnd hättest du alles von ihm aufnehmen sollen. Aber gesetzt, er hätte dich auch geneckt, die schuldige Achtung gegen ihn durftest du doch nicht aus den Augen lassen,

so keck, so schnippisch und unverschämt durftest du ihm nicht antworten. Die Jugend darf in keinem Falle die Grenzen der Bescheidenheit überschreiten, wenn sie nicht tadelhaft werden will. Du hast heute gezeigt, welch' ein unbescheidnes, schnippisches Mädchen du bist. Die Gäste werden vortheilhaft von dir urtheilen! Der Oncle, von dem du viel Gutes erwarten konntest, wird nun sein Herz ganz von dir abwenden! Deine Aeltern hast du tief gekränkt. Sie werden es dir nicht so bald und so leicht vergessen.

Mit verdienten Vorwürfen und einem verdrießlichen Gesichte verließ der Vater Philinen. Sie schluchzte. Es war zu spät. Was der Vater ihr prophezeiht hatte, geschah wirklich. Alle Gäste mißbilligten in starken Ausdrücken Philinens Benehmen bey Tische. So ein dreistes, schnippisches Ding ist mir noch nicht vorgekommen; sagte der eine.

Gott bewahre mich vor so einem Kinde! sprach ein zweyter. Ich wäre ein unglücklicher Vater, wenn ich eine so schnippische, kecke Tochter hätte! bemerkte ein dritter. Und solche Urtheile wurden von allen über Philine gefällt.

Mehrere von den Gästen hatten Töchter. Nur mit Philinen habt mir keinen Umgang! sagte jeder Vater zu den seinigen. Ihr könntet leicht von ihr angesteckt, ihr könntet so schnippisch und anstößig werden wie sie.

Der Oncle verließ nach einigen Tagen seinen Bruder. Er hatte es sich vorgenommen, bey seiner Abreise Philinen ein schönes Kleid zu schenken; aber ihr Betragen gegen ihn hatte ihn wieder von diesem Vorhaben abgebracht. Sie verdient es nicht, daß ich sie beschenke, dachte er bey sich, und reiste ab, ohne ihr etwas anderes zu hin-

terlassen, als die traurige Erinnerung an ihre Unartigkeit gegen ihn.

Nach und nach zogen sich alle Mädchen von Philinen zurück. Dieß war ihr auffallend. Ihre Aeltern machten sie endlich darauf aufmerksam, daß die Ursache davon sicher ihr schnippisches Wesen sey.

Philine wurde älter. Ihr Fehler wuchs mit den Jahren, und schien ihr bereits zur andern Natur geworden zu seyn. Fast an jedem Menschen hatte sie etwas auszusetzen, fast über jeden machte sie leichtsinnige Bemerkungen. Es speiste beynahe niemand bey ihren Aeltern, über den sie sich nicht ein keckes Urtheil erlaubte. Auch Männer, die sie nicht im Stande war zu beurtheilen, bekrittelte sie auf die freyste Weise, und wenn man sie darauf aufmerksam machte, daß sie hier kein Urtheil habe, rief sie höhnisch aus: Es ist ja doch nur ein Mensch, über

den ich urtheile, und bin ich denn etwas anderes als auch ein Mensch? Auf den Kopf glaube ich nicht gefallen zu seyn, und ich sehe nicht ein, warum ich mir kein Urtheil über diese Herren erlauben soll.

Damit kam sie aber oft übel an. Sie wurde mehrmahls in großer Gesellschaft beschämt, indem man ihr bewies, daß sie nicht über alles urtheilen könne, daß sie gar sehr vieles nicht verstehe, und von dem, was sie zu verstehen glaube, keine wirklich richtigen Begriffe habe.

Auf diese Weise kam Philine in der ganzen Gegend in ein übles Gerede. Ihr schnippisches Wesen wurde allgemein getadelt, und es gab keinen einzigen Menschen, von dem sie aufrichtig geliebt worden wäre. Sie ging zwar mit einigen wenigen Mädchen um, die sich ihre Freundinnen nannten. Aber selbst diese waren ihr im Herzen gram.

Anders konnte es auch nicht seyn. Schnippische Menschen kann niemand lieben. —

Nach dem Tode ihrer Aeltern ging es Philinen traurig. Heirathen wollte sie niemand, denn wer möchte ein schnippisches Mädchen zur Frau nehmen. Noch lebte der alte Oncle. Zu ihm nahm sie ihre Zuflucht. Er empfing sie mit Artigkeit, erklärte ihr aber, daß er sie, aus guten Gründen, nicht in sein Haus nehmen könne.

Diese Gründe kannte Philine recht gut, und sie beseufzte es nun sehr, daß sie durch ihr schnippisches Wesen das Vertrauen und die Liebe des Oncles verscherzt hatte.

Indeß wurde Philine von dem Oncle unterstützt. In dem Hause, in welchem sie sich aufhielt, mußte sie sehr eingeschränkt leben, und sich vieles gefallen lassen. Aber eben dieß wirkte vortheilhaft auf sie. Sie

wurde sanfter, stiller, bescheidner. Ja es kam so weit mit ihr, daß sie an andern nichts weniger leiden konnte als ein schnippisches Wesen. Nun wurden ihr viele Menschen gut. Sie bekam einen braven Mann, und lebte mit ihm glücklich. Der Oncle ernannte sie zu seiner Universal-Erbinn.

10.

Folgsamkeit.

Doris und Wilhelm waren Kinder eines sehr vernünftigen Mannes. Er hieß Klingenbach. Auch die Mutter war eine gute, verständige Frau. Obgleich Doris und Wilhelm Geschwister waren, so unterschieden sie sich doch sehr von einander. Die Schwester war ein liebes, artiges Mädchen, das mit Zärtlichkeit an den Aeltern hing. Wilhelm war ein Brausekopf, der leicht in Zorn gerieth, einen eigensinnigen Kopf hatte,

und gewöhnlich alles besser verstehen wollte, als andere.

Doris zeichnete sich besonders durch ihre Folgsamkeit aus. Sie war überzeugt, daß ihre Aeltern sie innig liebten, und daß sie nur das Beste der Tochter zu befördern suchten. Auch fühlte sie, daß Vater und Mutter viel erfahren hatten, und weit verständiger und klüger waren als sie. Wenn die Aeltern ihr daher etwas sagten, so merkte sie fein auf, und that alles gerne, was man ihr hieß. Wollte sie etwas thun, wovon die Aeltern sagten, daß sie es unterlassen sollte, so dachte Doris bey sich: Vater und Mutter wissen besser, was sich schickt und nicht schickt, was nützlich oder schädlich, gut oder böse ist, darum will ich ihnen gehorchen, und nicht thun, was sie nicht haben wollen.

Ganz anders dachte Wilhelm. Verbothen ihm die Aeltern etwas, was er gern gethan

hätte, so machte er ein verdrießliches Gesicht, brummte oft vor sich hin, gleich einem jungen Bären, und glaubte, man thue ihm unrecht, man lasse ihm nicht genug Freyheit, man behandle ihn zu strenge.

Doch dabey ließ es Wilhelm nicht einmal bewenden. Oft war er so schlechtdenkend, daß er dennoch das that, was ihm seine Aeltern verbothen hatten, sobald er glaubte, daß diese es nicht erfahren würden.

Da es oft Fälle gibt, wo die Aeltern es ihren Kindern nicht auseinander setzen können, warum sie ihnen etwas gebiethen oder verbiethen, so geschah es auch bey Wilhelm bisweilen, daß der Vater oder die Mutter ihm etwas befahlen, wovon er den Grund nicht einsah. Dann war er oft hartnäckig, und sagte: Warum soll ich das thun? — Warum soll ich das lassen? Ich muß doch wissen, warum?

Lieber Bruder, versetzte mehrmals die gute Doris, die Aeltern wissen es am besten, warum sie dir etwas gebiethen oder verbiethen. Wir sehen es oft nicht ein, warum dieß geschieht; darum sagen sie es uns auch nicht. Wir müssen folgsam und gehorsam seyn, auch wenn wir nicht wissen, warum sie uns etwas befehlen. Sie meinen es doch immer gut mit uns.

Aber mit solchen Vorstellungen richtete Doris bey ihrem Bruder nicht viel aus. Er lachte oft über sie, und blieb der Starrkopf, der er war.

Man wird sich nicht wundern, wenn die Aeltern die Tochter lieber hatten als den Sohn, wenn sie ihr mehr vertrauten als ihm. Darüber beschwerte sich Wilhelm einige Mahle. Doris ist das Schooßkindchen, sprach er; ihr thut man alles zu gefallen; ihr macht man immer ein freundliches Gesicht; ihren Wor-

ten glaubt man allezeit; auf sie verläßt man sich stets ohne weiteres. Mit mir macht man nicht viel Umstände; mich sieht man oft scheel an; sage ich etwas, so traut man mir nicht ganz; läßt man mich allein, so gibt man mir strenge Befehle, was ich thun und nicht thun solle; man traut, man glaubt mir nicht.

So plauderte Wilhelm mehrmahls. Die Mutter machte ihm Vorstellungen. Wenn du nicht so behandelt wirst wie deine Schwester, sagte sie, so ist niemand anders Schuld daran als du. Dein Starrsinn, dein Ungehorsam, deine Unfolgsamkeit kann man unmöglich lieben.

Auf diese Weise hatte die folgsame Doris fast lauter angenehme, heitre, Wilhelm fast lauter verdrießliche, ärgerliche Tage. Aber seine Unfolgsamkeit schadete ihm noch mehr. Sie zog ihm sehr oft Unfälle zu; denn wenn

Kinder nicht den Rathschlägen ihrer Aeltern folgen, so müssen sie häufig durch üble Folgen dafür büßen.

In dem Garten, der an das Haus des Herrn Klingenbach stieß, befand sich ein Teich, der, wenn er gefroren war, den Kindern zum Schlittschuhlaufen diente. Auch Doris belustigte sich auf demselben sehr gerne.

An einem Wintertage mußten die Aeltern des Nachmittags einen Besuch machen. Der Teich war lange gefroren gewesen. Aber seit ein Paar Tagen war Thauwetter eingetreten, und das Eis fing an, immer dünner zu werden. Ehe die Aeltern abgingen, sagten sie zu den zwey Kindern: sie möchten doch ja nicht auf den Teich gehen, weil es auf demselben nicht mehr sicher wäre.

Für Doris waren diese Worte ein strenger Befehl. Wilhelm nahm sie leichter auf. Er hatte eine Arbeit für seine Lehrstunden

geendigt. Dieß machte ihm große Freude. Er sprang und sang in der Stube herum. Endlich fiel es ihm ein, in den Garten zu gehen, und nachzusehen, wie es mit dem Teiche stehe.

Doris wollte dieß nicht zugeben. Aber der muthwillige Bruder erwischte ihr niedliches Körbchen, das sie vor wenigen Tagen zum Geschenk bekommen hatte, und sprang aus dem Zimmer. Doris lief ihm nach, und bath ihn dringend, er möchte ihr das Körbchen nicht verderben, er möchte es ihr wieder geben.

Die Geschwister erreichten den Teich. Wilhelm wollte mit einem Fuße versuchen, ob das Eis noch halte. Doris zog ihn zurück. Du darfst nicht auf den Teich! rief sie, wie leicht könntest du einbrechen! Hast du vergessen, was der Vater uns befohlen hat? —

Sey kein Närrchen! rief Wilhelm. Das Eis trägt noch trefflich. Wir können immerhin ein Viertelstündchen darauf herumschlittern. Sieh', wie dein Körbchen Schlittschuh läuft!

Mit diesen Worten warf Wilhelm das Körbchen auf das Eis; es glitschte auf demselben bis in die Mitte des Teiches fort. Doris fing an zu jammern. Wilhelm lachte. Laß dir um dein Körbchen keine graue Haare wachsen, sprach er. Ich hole es dir schon!

Nein! nein! das sollst du nicht! rief Doris. Lieber will ich mein Körbchen verlieren, als daß du einbrechen solltest. Du weißt, was der Vater gesagt hat.

Mit diesen Worten ergriff Doris den Bruder, und hielt ihn fest. Aber der Brausekopf riß sich los, und eilte auf den Teich. Drey Schritte weit war er gekommen, als das Eis zu knarren und zu brechen anfing.

Er erschrak, und wollte zurück. Aber vor seinen Füßen brach ein Stück ein, und Wilhelm sank.

Zum Glück war der Teich nicht tief. Wilhelm sank nicht unter, aber er stand bis zum Kinne im Wasser. Doris erhob ein Jammergeschrey, und lief hin, um Hülfe herbeyzurufen.

Ein Paar Nachbarn eilten zum Teiche, und zogen den leichtsinnigen Wilhelm ans Land. Er war fast ganz erstarrt. Man mußte ihn in das Haus tragen.

Nach wenigen Minuten waren die erschrocknen Aeltern da. Der Vater grämte sich über des Sohnes Ungehorsam. Wilhelm bekam das Fieber, war dem Tode sehr nahe, genas aber endlich wieder, nachdem er beynahe ein Vierteljahr lang gekränkelt hatte. Oft mußte er sich den Vorwurf machen:

daß seine Unfolgsamkeit an allen seinen Leiden allein Schuld sey.

Dieser Vorfall hatte ihn etwas mehr auf sich aufmerksam gemacht, und er gehorchte eine Zeitlang den Aeltern pünktlich. Aber nach und nach verfiel er von neuem in seinen alten Fehler. Einmahl ging er mit dem Vater und Doris spazieren. Sie kamen an ein Haus, welches gebaut wurde. Wilhelm und Doris gingen voran. Auf Ein Mahl rief ihnen der Vater zu: Haltet still! kommt schnell zu mir!

Doris sprang, ohne weiteres, eiligst zum Vater. Aber Wilhelm blieb stehen. Warum soll ich zurückkommen? fragte er. In diesem Augenblicke rasselte ein großer Balken vor seinen Füßen nieder. Das Seil, an welchem derselbe hing, riß Wilhelmen mit Hastigkeit danieder. Er stürzte an einen Stein. Aus seinem Kopfe strömte Blut.

Doris sank beynah in Ohnmacht. Wilhelm ward nach Hause getragen. Ein Wundarzt untersuchte den Kopf. Die Wunde war nicht tödtlich. Aber mehrere Wochen lang dauerte die Cur.

Sieh', sagte der Vater mehrmahls zu Wilhelm, dieß Unglück hast du auch auf deinem Herzen. Wärst du in der Tugend der Folgsamkeit geübt, so wäre dir der Unfall nicht begegnet. Doris ist ihm durch ihre Folgsamkeit entgangen.

Da Wilhelm sich in seiner Jugend in der Folgsamkeit nicht geübt hatte, so fiel ihm in den ältern Jahren das Gehorchen sehr schwer. Er nahm Kriegsdienste. Mancher harten Strafe mußte er sich unterwerfen, weil er die Befehle seiner Obern nicht pünktlich vollzog. Einmahl verging er sich durch Ungehorsam gegen seinen Obristen so sehr, daß das Kriegsgericht ihm die Todesstrafe

zuerkannte. Er sollte erschossen werden. Nun erst bereute er innig seine Unbesonnenheiten, nun erst beseufzte er es, daß er sich nicht schon frühzeitig an das Gehorchen gewöhnt habe. Schon sollte das Urtheil an ihm vollzogen werden, als ihm Pardon zugerufen wurde. Dieser Vorfall besserte ihn.

Doris wandelte heiter durch das Leben. Sie wußte sich in alle Lagen zu schicken. Als ihre Aeltern starben, dankten sie ihr mit Herzlichkeit für die Freuden, die sie ihnen immer durch ihre Folgsamkeit gemacht hatte.

11.

Die plauderhafte Lotte.

Lottchens Mund stand fast nie still. Wenn sie nur etwas zu plaudern hatte, dann war sie selig. Ihr Bruder Moritz konnte es oft bey ihrer großen Geschwätzigkeit nicht mehr aushalten, und lief davon. Das verdroß Lotten gewöhnlich sehr, und sie konnte über diese Unart ihres Bruders ihren Freundinnen oft Stundenlang vorjammern. In der ganzen Stadt hieß sie die Geschwätzige; viele, die sich gern etwas stark ausdrückten, nannten sie die Plaudertasche.

Es ist ganz gut, wenn Mädchen über Gegenstände des menschlichen Lebens geläufig und angenehm sprechen können; jedes sollte sich diese Fertigkeit zu erwerben suchen: aber unleidlich wird das Mädchen, wenn es zu viel spricht und eine Schwätzerinn wird. Es langweilt, statt zu unterhalten; es macht den Zuhörer verdrießlich, statt ihn aufzuheitern, und ihm die Zeit auf eine angenehme Weise zu verkürzen.

Das erfuhr auch Lottchen. Kamen Mädchen zu ihr, so ließ sie fast keines zu Wort kommen. Sie allein führte das große Wort. Sie allein erzählte, bekrittelte, lobte und schwatzte. Das verdroß die Uebrigen. Sie hörten ihr am Ende nicht mehr zu, sondern richteten ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes. Darüber konnte sich Lotte sehr ärgern. Oder die Mädchen fingen auch an, unter einander zu sprechen. Das verdroß Lotten

noch mehr. Mehrmahls erklärte sie ihnen mit sichtbarem Unwillen, daß sie keine Lebensart verständen. Die Mädchen lächelten dann und schwiegen.

Da Lotte es mit ihrer Geschwätzigkeit so weit trieb, so mied man ihre Gesellschaft. Alle Mädchen sagten: Bey Lotten ist es nicht auszuhalten. Sie läßt niemanden zu Worte kommen; man kann bey ihr keinen freyen, frohen Augenblick haben; man langweilt sich in ihrer Gesellschaft aufs ärgste. Ihre Plauderhaftigkeit ist unausstehlich.

Wollten Lottens Freundinnen sich einmahl einige vergnügte Stunden machen, so luden sie Lotten nicht ein. Darüber konnte diese sehr unmuthig werden. Das sind mir die wahren Freundinnen, sprach sie mehrmahls, falsche Katzen sinds, keine Freundinnen!

Das hörten die Mädchen. Sie wurden unwillig, daß Lotte so ungerecht über sie ur-

theile, und sich sogar die Unbescheidenheit erlaube, sie Katzen zu nennen. Einmahl waren viele Mädchen beysammen. Lotte befand sich unter ihnen. Die Familie, bey der sie eingeladen waren, hatte einen Papagey, der in Einem fort schwatzte. Emilie — eines von den Mädchen — machte schalkhafte Bemerkungen über den plauderhaften Paperl, wie sie den Papagey nannte, und that am Ende die muthwillige Frage: ob er nicht Lotte heiße?

Alle Mädchen lachten; es war indeß ein ganz unschuldiges Lachen. So nahm es aber Lotte nicht auf. Sie wurde roth im Gesichte, und glich vollkommen einer Klatschrose. Was! rief sie, ihr macht euch über mich lustig? Emilie — du hast die Keckheit, mich einen Papagey zu nennen?

O nicht doch! nicht doch! sagte die schalkhafte Emilie, und schmunzelte. Von dir

habe ich nicht gesprochen — die Frage galt den plauderhaften Paperl. Aber gesetzt, ich hätte dich auch einen Papagey genannt. Was könnte dir das schaden? Du hast uns Katzen, und noch dazu falsche Katzen genannt. Die Katze ist ein Thier, der Papagey ist auch ein Thier, wir haben also einander nichts vorzuwerfen, unsre Rechnung ist geschlossen, wir sind quitt.

Ey, wie du doch sprichst, versetzte Karolinchen, ein witziges Mädchen. Es gibt bey diesen Vergleichungen einen großen Unterschied — —

Nicht wahr? fuhr ihr Lotte in die Rede, denn sie glaubte, Karolinchen werde sie in Schutz nehmen. Da laßt einmahl die Linchen sprechen.

Freylich gibts bey der Sache einen Unterschied, den man wohl bemerken muß, sprach Karolinchen. Die Katzen sind falsche Thiere,

das sind wir Mädchen aber nicht, denn falsch waren wir gegen Lotten nie. Ihr Vergleich paßte also nicht. Der Papagey ist ein geschwätziges Thier; geschwätzig ist Lotte auch. Der Vergleich paßte also ganz. Seht, das ist der Unterschied der angestellten Vergleichungen.

Lottens geläufige Zunge stockte. Sie glühte vor Zorn. Sie erhohlte sich endlich wieder, schwatzte viel Unartiges gegen die andern, und bemerkte unter andern auch, die spitzfindige Emilie verdiene, für ihren Witz mit einer Blumenkrone belohnt zu werden. Die sollte sie auch erhalten.

Mit diesen Worten hüpfte sie aus dem Zimmer. Die andern Mädchen bedauerten es, daß dieser Auftritt vorgefallen war. Aber Charlotte bemerkte: Es ist schon gut, daß sie mit ihrer Schwatzhaftigkeit einmahl

so übel angekommen ist. Vielleicht dient ihr dieß zur Lehre und Warnung.

Den Tag darauf erhielt Emilie von Lotten wirklich eine Blumenkrone. Aber aus was für Blumen war sie geflochten! Disteln, Dornen und Katzenkraut waren mit Kuhblumen und andern unbedeutenden Sumpfblumen gemischt. Emilie errieth die Bedeutung. Ihr Herz empörte sich. Aber bald war sie ruhig und lächelte. Nein, sagte sie, unruhig soll mich die Thörinn nicht machen, aber ein Gegenpräsent soll sie erhalten. Emilie schickte ihr noch an demselben Tage einen Kranz von Klatschrosen, hie und da guckte eine Nessel hervor.

Als die andern Mädchen erfuhren, was vorgegangen war, beschlossen sie, allen Umgang mit Lotten aufzuheben. Das geschah. Die Schwätzerinn sah sich nun von aller Welt verlassen. Das that ihr sehr weh.

Sie hatte nun fast niemanden, mit dem sie schwatzen konnte. Sie hielt sich an ihren Bruder Moritz, aber der mochte sie auch nicht hören, und lief oft davon, indem er beyde Ohren mit den Händen zuhielt. Was sollte sie thun? Sie mußte, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, in einen sauern Apfel beißen, und ihren sonstigen Gespielinnen gute Worte geben, um von ihnen nur wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Diese, die alle sehr gutherzig waren, gingen nun alle mit ihr von neuem um, ob sie gleich ihre Gesellschaft gerne vermieden. —

Auf solche Weise schadete sich Lotte durch ihre Geschwätzigkeit sehr. Da sie viel sprach, so wiederhohlte sie sich oft, und erzählte manches wohl zehn Mahl einer und derselben Person. Einmahl befand sie sich in großer Gesellschaft, und schwatzte wieder viel. Ein

Mann, dem diese Unbescheidenheit zur Last fiel, that die Frage an sie: Mamsel Lottchen, wie viel Mahl haben Sie das Geschichtchen schon erzählt? Ich habe es wenigstens schon zehn Mahl gehört?

Lotte gerieth in Verwirrung, und ließ sich dießmahl nicht wieder hören. Auf diese Weise wurde sie öfters beschämt.

Um vieles zu erfahren, worüber Lotte plaudern konnte, schlug sie oft Wege ein, die nicht zu billigen waren. Sie belauschte und behorchte bisweilen andere, wenn sie etwas Geheimes sprachen. Mehrmahls wurde sie darüber ertappt und beschämt.

Auch geschah es bey verschiedenen Gelegenheiten, daß sie manches ausschwatzte, was sie hätte geheim halten sollen. Die Folgen davon waren: daß sie andern manche unschuldige Freude verdarb, und einige Mahle ihre Freundinnen in ein böses Gerede brachte.

Zu solchen Fehlern verleitet die Schwatzhaftigkeit. Sie macht uns andern lästig, sie macht uns zu Spionen und zu Verräthern, oft auch zu Verleumdern. Dieß war auch bey Lotten der Fall. Um nur etwas sprechen zu können, erzählte sie von andern Dinge, die entweder übertrieben oder ganz falsch waren. Dadurch zog sie sich manchen Verdruß zu, und andern manche tiefe Kränkung.

Lotte heirathete. Ihr Mann war ein Silberarbeiter, zwar brav, aber nicht reich. Kaum hatte sie acht Jahre mit ihm gelebt, als er starb. Er hinterließ seiner Wittwe nicht viel. Einige Familien nahmen sich ihrer an, luden sie oft zu Tische, und erleichterten ihr auf diese Weise das Leben. Hätte sie einfach gelebt, und ihre Zeit zu weiblichen Arbeiten benutzt, so würde es ihr an einem guten Auskommen nicht gefehlt ha-

ben. Aber sie war an das Plaudern und Schwatzen so sehr gewöhnt, daß ihr die Einsamkeit zur Last wurde. Sie bath oft Gesellschaft zu sich, und scheute dabey keine Ausgaben. Statt zu arbeiten, lief sie herum, und verplauderte die kostbare Zeit. Was sie in einer Familie hörte, trug sie sogleich, oft verfälscht durch Zusätze, den andern zu. Bald lernte man sie überall als eine heillose Schwätzerinn kennen, die ihr größtes Vergnügen in Klätschereyen finden, und alle Familien, von denen sie unterstützt worden war, zogen ihre Hand von ihr zurück, und flohen ihren Umgang. Lotte mußte nun elend leben. Sie starb in drückender Noth.

12.

Das dankbare Mädchen.

Wilhelmine war ein liebenswürdiges Mädchen. Herr Wallmond — ihr Vater — und Euphrosine, ihre Mutter, waren zwar nicht reich, aber sehr verständige und gute Menschen. An ihrer Tochter fanden sie die größte Freude. Sie vernünftig zu erziehen, darauf war ihre ganze Sorgfalt gerichtet. —

Wilhelmine fühlte es wohl, daß ihre Aeltern viel für sie thaten. Dafür hing sie auch mit der zärtlichsten Liebe an ihnen. Was

sie wünschten, that sie gerne. Selbst wenn sie ihr etwas Beschwerliches auftrugen, verrichtete sie es mit Willigkeit und Freude.

Einmahl wurde Wilhelmine krank. Sie sah, wie ihre gute Mutter sich deßhalb ängstigte, sie bemerkte, wie der brave Vater nicht mehr so heiter war als sonst. Diese Liebe der Aeltern ging ihr ans Herz, und sie dankte Gott, daß er ihr einen so zärtlichen Vater, eine so liebevolle Mutter geschenkt habe.

Mit rührender Sorgfalt wurde Sophie von der Mutter gepflegt. Diese saß immer an dem Bette der Kranken, tröstete sie, las ihr etwas vor, erzählte ihr, und suchte ihr auf alle mögliche Weise die Zeit zu vertreiben.

Auch der Vater war oft bey der geliebten Tochter. Er war gewohnt, täglich einen Freund zu besuchen, bey dem sich mehrere gute Bekannte versammelten, und sich ge-

meinschaftlich unterhielten. Fast jeden Abend brachte Herr Wallmond in dieser Gesellschaft zu, und sagte oft: daß er diese Stunden unter die angenehmsten seines Lebens zähle. Aber so wie die Tochter bettlägrig wurde, blieb er zu Hause, und wollte lieber bey ihr als in jener Gesellschaft seyn.

Wilhelmine erkannte diese Güte und Liebe der Aeltern ganz. Ihr Herz war gut, und gute Herzen sind auch dankbare Herzen.

Die Kranke wurde wieder gesund, und groß war der Aeltern Freude darüber. Sie dankte ihnen mit Herzlichkeit für die liebevolle Sorgfalt, mit der sie von ihnen gepflegt worden war.

Eines Morgens bath Wilhelmine die Aeltern, sie möchten mit ihr in den Garten gehen, der dicht am Hause lag. Er war klein, aber niedlich; besonders hübsch war

die Laube, die sich im Hintergrunde dessel- ben befand.

Die Aeltern wußten nicht, warum die Tochter sie in den Garten führen wolle. Indeß erfüllten sie ihren Wunsch, und gin- gen mit ihr hin.

Wilhelmine führte sie in die Laube. Die Aeltern wurden überrascht. Sie fanden in derselben einen Blumenaltar, mit der In- schrift:

Opfer kindlichen Danks
für
Älterliche Liebe, Sorgfalt und Pflege.

Auf dem Blumenaltare lag für den Vater ein schönes Englisches Messer, für die Mut- ter eine schöne Englische Scheere mit einem Briefe Nadeln. Für beyde lag auch ein Schreiben von Wilhelminens Hand da, in welchem sie in den rührendsten Ausdrücken ihren Aeltern für die genossene Pflege wäh-

rend der Krankheit dankte, und das von diesen nicht ohne Thränen gelesen wurde.

Die dankbare Tochter fiel den Aeltern in der Laube um den Hals, und ihre Thränen sagten deutlich, was sie im Innern fühle.

Liebe Tochter! sagte der Vater, ich habe wenig, aber ich habe dich. In dir besitze ich den größten Schatz. Gott sey mit dir!

Und erhalte dein Herz fromm und gut! sprach die zärtliche Mutter, die durch Auftritte dieser Art immer tief gerührt wurde.

Wilhelminens Dankopfer verdient um so mehr Lob, da sie dabey viel opferte. Ein Jahr lang hatte sie gespart, um ein Paar Gulden zu ersparen, und sich dafür ein schönes Band zu kaufen. Gerade als sie das letztere thun wollte, wurde sie krank. Am Ende ihrer Krankheit freute sie sich schon im voraus auf diesen Einkauf. Da sie aber wieder gesund war, schwebte ihr die große Liebe

vor, die sie von den Aeltern erfahren hatte. Sie besann sich nicht lange, und kaufte für das Geld, das für Bänder bestimmt war, ein Messer und eine Scheere, um den Aeltern ihre Dankbarkeit doch einiger Maßen auf eine sinnliche Weise an den Tag zu legen. —

Vater und Mutter wußten das Geschenk ihrer Tochter zu schätzen, und hoben es als ein kostbares Andenken sorgfältig auf.

Wilhelmine stand in ihrem sechszehnten Jahre, als ihre Aeltern durch den Krieg viel gelitten, und fast all' ihr Hab und Gut verloren hatten. Sie geriethen in drückende Noth, und mußten manchen Morgen mit dem Gedanken erwachen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?

Wilhelminen ging das Elend ihrer Aeltern nahe. Ihr Entschluß war gefaßt. In

einen Dienst wollte sie treten, um dadurch im Stande zu seyn, die Lage derselben zu erleichtern. Vater und Mutter machten ihr Vorstellungen. — Du willst uns verlassen? sprach die letztere. Du weißt nicht, wie hart es dir fallen wird, Dienste zu verrichten, an die du nicht gewöhnt bist. Nicht lange wirst du es aushalten können. Bleibe bey uns. Gott wird uns schon helfen.

Liebe, gute Aeltern! versetzte Wilhelmine, Gott weiß es, ich verlasse Sie sehr ungern. Es wäre das größte Glück für mich, wenn ich immer bey Ihnen bleiben könnte. Aber ich sehe, es wird Ihnen schwer, für mich zu sorgen. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen diese Sorge abzunehmen. Gott hat mir Kraft geschenkt, gesund bin ich, und ich will gerne arbeiten, wenn ich dadurch nur etwas dazu beytragen kann, daß Sie leichter

leben. Zur Arbeit ist ja ohnedieß der Mensch bestimmt.

Die Gegenvorstellungen der Aeltern halfen nichts. Die gute Tochter trat in Dienste. Das Haus, in welches sie als Stubenmädchen kam, war eines der bravsten und besten Häuser in einer nahliegenden Stadt. Aber Wilhelmine bekam eine so große Menge von Arbeiten, daß sie bisweilen der Last derselben fast unterlag. Dessenungeachtet verlor sie den Muth nicht, verrichtete ihre Pflichten mit Unverdrossenheit und Pünktlichkeit, und richtete sich oft durch den Gedanken an ihre Aeltern auf.

Von dem Lohne, den sie erhielt, gab sie fast nichts für sich aus, sondern schickte ihn vierteljährlich an ihre armen Aeltern. Ihre Frau schenkte ihr an manchen Sonntagen einige Groschen, und sagte, daß sie sich eine

frohe Stunde machen, ausgehen und dafür etwas genießen sollte.

Wilhelmine that das letztere nicht. Ihre Gespielinnen riefen sie oft in einen großen Garten mit, in welchem alle Sonn- und Festtage getanzt wurde. Wilhelmine war zwar eine große Freundinn vom Tanze, aber sie ging lieber allein in der Natur spazieren, und sparte die erhaltenen Groschen für ihre Aeltern. So handelte die dankbare Tochter.

Im Winter veranstalteten einige junge Leute in der Stadt einen Ball, auf welchen auch Wilhelmine eingeladen wurde. Wie gerne wäre sie auf demselben erschienen! — Aber es fehlte ihr an einem Kleide, in welchem sie mit Anstand hätte auftreten können. Sie erhielt ihren vierteljährigen Lohn, und kam in die Versuchung, ihn auf ein hübsches Kleid zu verwenden. Aber es fielen ihr die

armen Aeltern ein. Ihnen schickte sie das Geld, und sie blieb vom Balle weg.

Nach einem Jahre kam Wilhelmine eines Tages, mit einem Bündel unter dem Arme, zu einer guten Freundinn. Was hast du da? fragte diese.

Wilhelmine vertraute ihr nun, sie wolle ihr Festtagskleid verkaufen, die Freundinn möchte ihr dabey behülflich seyn.

Die Freundinn that Vorstellungen. Sie fragte sie um die Ursache, warum sie das schöne Kleid verkaufen wolle, aber Wilhelmine schwieg. Das Kleid fand eine Abnehmerinn. Wilhelmine nahm das Geld, und eilte mit demselben zu ihren Aeltern, die wegen des zu bezahlenden Miethzinses sich in der größten Verlegenheit befanden. Der Hausherr drohte, ihnen das Quartier zu nehmen, wenn sie nicht zahlten.

Wilhelmine war für ihre bedrängten Aeltern ein rettender Engel. Ohne sie wären sie in ihrem Elende leicht umgekommen, denn allgemeine große Noth drückte das ganze Land danieder.

So eine dankbare Seele ließ Gott nicht unbelohnt. Wilhelmine wurde die Frau eines wohlhabenden, rechtschaffenen Kaufmannes, mit dem sie ganz sorgenlos und glücklich lebte. Sie nahm ihre guten Aeltern zu sich, und versüßte und erheiterte ihre alten Tage durch Liebe und Dankbarkeit. Herzlich trauerte sie um diese Redlichen, als sie nicht mehr waren, und oft besuchte sie ihr stilles Grab, und dachte dankbar an das Gute, das sie ihnen schuldig war.

13.

Das spottsüchtige Mädchen.

Käthchen war sehr munter, sehr fleißig und in manchen Dingen sehr geschickt. Aber niemand mochte Käthchen leiden. Man floh ihren Umgang, und war nicht gut auf sie zu sprechen. Daran war aber niemand anders Schuld als Käthchen selbst. Sie hatte eine Unart an sich, die jedem Menschen übel läßt, und ihm leicht die Liebe andrer raubt; Käthchen spottete gern über andere.

Eines Sonntags bekam ihr Bruder Fritz Besuch von mehrern Knaben. Diese fingen

an zu spielen, und unterhielten sich sehr angenehm. Sie waren aber im besten Spielen, als Käthchen mit einer Bekannten in das Zimmer trat, in welchem sie sich befanden. Nun verschwand auf ein Mahl die Ruhe und die Freude, die unter den Knaben bis dahin geherrscht hatte.

Käthchen mischte sich mit Fiekchen, ihrer guten Bekannten, in das Spiel, und wollte alles besser wissen als die Knaben. Fritz bath sie, sie möchte still schweigen, und das Spiel nicht stören. Darüber wurde Käthchen gewaltig böse, und rümpfte ihr kleines Näschen. Sie zog Fiekchen in einen Winkel, und fing an, heimlich über die Knaben zu lachen. Jede Bewegung, die sie machten, wurde von ihr bespöttelt; über jedes Wort, das sie sprachen, machte sie boshafte Bemerkungen. Fritzen hieß sie einen Scheerenschleifer, Adolphen einen Bürstenbinder,

Ernsten einen Rattenkönig, Franzen einen Kalmuckenprinzen, und Leopold mußte es sich gefallen lassen, daß über seine spitze Nase ein strenges Gericht erging.

Fiekchen war gleichfalls zum Spotte geneigt. Auch sie schmunzelte und lachte über die Knaben. Käthchen aber trieb es am stärksten. Die Knaben bemerkten es gleich, daß man sich über sie lustig mache. Anfangs ließen sie sich dadurch nicht stören, aber da Käthchens Ungezogenheiten zu stark wurden, fingen sie an, sich zu beschweren.

Jetzt sind wir still, sprach Käthchen mit einem spöttischen Lächeln. Die Mädchen sprachen nun kein Wort. Aber sie sahen sich jeden Augenblick an, machten verschiedene Grimassen, lächelten hämisch, und brachen endlich in ein lautes Gelächter aus.

Jetzt konnten es die Knaben länger nicht ertragen. Fritz sprang auf, und wollte sei-

ne Schwester aus dem Zimmer führen. Sie widersetzte sich, und hieß ihn einen Grobian. Adolph kam ihm zu Hülfe, und wurde dafür mit dem Titel eines Flegels beehrt. Der Lärm wurde immer größer. Endlich erschien Käthchens Vater, der dem Tumulte ein Ende machte.

Fritz erzählte mit betrübtem Herzen den ganzen Vorgang der Sache. Käthchen lächelte seitwärts auf eine hämische Weise. Der Vater bemerkte es. Fort mit dir! sogleich fort! rief er, und Käthchen schlich sich aus dem Zimmer.

Der Vater ging auch bald fort. Die Knaben wollten weiter spielen; aber die Lust dazu war dahin. Jeder war von Käthchen gekränkt worden, jeder fühlte sich beleidigt. Fast alle sahen verdrießlich aus. Nun ist unsre ganze Freude dahin, sagte Fritz. Ich hatte mich schon einige Wochen hindurch auf

diesen Tag gefreut, und nun haben die spöttischen Mädchen unser Vergnügen auf eine so elende Weise zerstört.

Die Knaben fingen dessenungeachtet wieder zu spielen an. Aber ihre vorige Heiterkeit war dahin. Sie saßen ernst und mißmuthig da; mit dem Spielen wollte es nicht mehr recht fort. Es währte nicht lange, so gingen sie auseinander.

Käthchen bekam von dem Vater einen scharfen Verweis. Du hast einen häßlichen Fehler an dir, sprach er. Er entstellt dich sehr. Der gute Mensch mag nichts weniger leiden als Spottsucht. Menschen, die über andere gern spotten, haben kein gutes Herz; denn sie kränken andere gern, und dieß thut kein guter, edler Mensch. Deinem Bruder und seinen Freunden hast du durch deine Spötteleyen das Vergnügen ganz verdorben. Kann dir das Freude machen? —

Mädchen! Mädchen! du bist auf unrechtem Wege. Das weißt du vielleicht noch gar nicht, daß dir das recht häßlich läßt, wenn du über andere spottest. Dein Gesicht mag ich dann nicht leiden. Könnt' ich dich dann nur zeichnen, damit du selbst sähest, wie häßlich du als Spötterinn aussiehst! Das sage ich dir, Käthchen, wenn du dir deine abscheuliche Spottsucht nicht abgewöhnst, so werde ich dich nie recht lieb haben.

Käthchen that so, als wäre sie sehr gerührt; aber im Grunde nahm sie die Worte des Vaters mit vielem Leichtsinn auf. Denn noch an diesem Tage Abends benahm sie sich gegen ihren Bruder auf eine tadelhafte Weise. Fritz kam zu Tische. Käthchen strich bey ihm vorbey. Glaubst, der Vater habe mir den Kopf abgeschlagen? sprach sie leise und in einem bittern Tone zu ihm.

Fritz antwortete nichts; sondern setzte sich zu Tische. Käthchen blickte zuweilen nach ihm hin, und suchte ihn durch spottende Mienen zu necken. Es schien sie zu verdrießen, daß er darauf nicht achtete. Sie hätte ihn so gerne gekränkt! Endlich glaubte sie, eine gute Veranlassung dazu zu haben. Fritz erzählte von einem Vogelbauer. Das war ein prächtiges Bauer, das ich gestern gesehen habe, sprach er. Weiter konnte er nicht reden; denn Käthchen brach in ein lautes, hämisches Gelächter aus. Herr Bruder, rief sie, bist du ein Deutscher? Wer wird so kauderwälsch sprechen! Welcher Deutscher wird sagen: das Vogelbauer; es heißt der, nicht das Vogelbauer!

Sie lachte Fritzen, der in Verwirrung gerieth, tüchtig aus, und glaubte, ihn mit Recht lächerlich gemacht zu haben.

Das Gesicht des Vaters verfinsterte sich. Käthchen! sprach er in ernstem Tone, dein Lachen läßt dir häßlich, denn es kommt aus bösem Herzen. Du lässest deiner Spottsucht wieder freyen Lauf. Freylich glaubst du, Grund dazu zu haben. Hättest du aber ein gutes, edles Herz, so würdest du anders denken. Gesetzt auch, Fritz hätte wirklich einen Sprachfehler begangen, mußt du ihn deßhalb sogleich auslachen? Der gute Mensch verbessert Fehler dieser Art mit Bescheidenheit und Feinheit; nie macht er sich über sie lustig. —

Fritz saß ruhig da. Eine Thräne hing an seinen Augenwimpern. Käthchen wollte etwas zu ihrer Vertheidigung sagen; der Vater ließ sie aber nicht zu Worte kommen. Oft, sprach er, geschieht es wohl auch, daß lose Spötter sich über etwas lustig machen, das ganz recht, daß sie etwas für fehlerhaft

halten, das ganz richtig ist. Wie wenn dir dieses auch begegnet wäre, Käthchen?

Fritzens Gesicht erheiterte sich; er wischte sich die Thräne aus dem Auge, und lächelte freundlich, wie einer, der erfährt, daß etwas, das ihn erschreckte, nicht wahr sey. Käthchen gerieth in sichtbare Verwirrung.

Du sagst, fuhr der Vater fort, Fritz habe einen Sprachfehler begangen, weil er nicht der Vogelbauer, sondern das Vogelbauer sagte. Wir wollen einen der ersten Kenner der Deutschen Sprache entscheiden lassen.

Er trat zum Bücherschranke, und hohlte Adelungs Wörterbuch herbey. Ey, ey, rief er aus, Käthchen! Käthchen! lieber hättest du geschwiegen! Sieh her, Adelung sagt auch das und nicht der Vogelbauer!

Käthchen wurde im Gesichte über und über roth. Sie fing an, etwas herzustammeln,

konnte sich aber aus der Verwirrung nicht ganz heraushelfen. Jetzt wäre das Lachen an Fritzen gewesen; er lachte aber nicht; denn sein Herz war gut.

Es verdroß die Schwester sehr, daß der Bruder auf so eine Weise über sie gesiegt habe. Sie wollte ihn kaum ansehen. Fritz schnitt sich ein Stückchen Brot ab. Er war nicht vorsichtig genug, und schnitt sich in den Finger. Er that einen Schrey. Die Aeltern erschraken. Käthchen aber wendete sich um, und lachte heimlich. Dem Vater entging dieß aber nicht. Voll Unwillen über ein so schlechtdenkendes Kind, gab er der Spötterinn einen Schlag mit der Hand, führte sie mit Hastigkeit zum Zimmer hinaus, und ließ sie, zur wohlverdienten Strafe, in der Küche schlafen.

So trieb es Käthchen oft; daher war man ihr in dem ganzen Wohnorte gram,

und es gab viele, die sich über sie lustig machten, denn sie hatte manches an sich, was zum Spotte reitzte. Darauf hatte sie auch ihr Vater oft aufmerksam gemacht. Mein Kind, sprach er, wenn dich die Spottsucht anwandelt, so frage dich nur: Habe ich nicht auch manche Fehler und Unvollkommenheiten, über die andere gleichfalls lachen und spotten könnten? Aber das that Käthchen nie.

Einmahl hatte sie auf freyer Gasse laut gelacht, als ein Mädchen mit ihren neuen Schuhen im Kothe stecken blieb, und, aus Schrecken darüber, eine Flasche Wein fallen ließ. Alle Umstehenden wurden über Käthchen unwillig. Ein muthwilliger Mensch mahlte auf mehrere Blätter Papier eine lachende spöttelnde Fratze, und setzte als Unterschrift die Worte hin:

„ Seht mir nur die Käthe an,
„ Wie sie artig lachen kann! “

Die Fratze kam Käthchen zu Gesichte. Dieser Spott kränkte sie sehr; sie betrübte und ärgerte sich darüber. Aber Kränkungen ähnlicher Art widerfuhren ihr viele. Sie wirkten endlich so stark auf sie, daß sie der Spottsucht gram wurde, und es nie leiden mochte, daß man sich über andere lustig machte. Von dieser Zeit an veränderte sich auch die Meinung, die man von ihr hatte. Man gewann sie lieb, und nun erst war Käthchen glücklich.

14.

Artigkeit.

Sophie und Friederike waren Schwestern. Sie hatten nur noch eine Mutter. Der Vater war gestorben. Ob er ihnen gleich nicht viel Geld zurückließ, so erwarb doch die Mutter durch ihren Fleiß so viel, daß sie mit ihren Kindern zur Noth auskommen konnte. Aber eines Jahres wurde diese thätige, gute Mutter krank; ihre Arbeiten blieben liegen, und sie nahm nicht so viel ein, als sie ausgeben mußte. Dieß machte ihr viele bange Sorgen.

Sophie und Friederike waren bisher unter der beständigen Aufsicht der Mutter gewesen, und gut erzogen worden. Sophie machte ihr große Freude. Sie war sehr sanft und gutherzig. In ihrem Aeusserlichen hatte sie viel Gefälliges. Sprach sie mit jemanden, so that sie dieß mit aller Freundlichkeit; wurde sie um etwas gefragt, so antwortete sie bescheiden und angenehm; begegnete sie jemanden, so machte sie eine höfliche Verbeugung; befand sie sich in einer Gesellschaft, so benahm sie sich auf eine gute Weise, fiel niemanden in die Rede, und war nie vorlaut. — Ueberall nannte man daher Sophieen ein artiges Mädchen, und hatte sie allgemein gerne.

Gegen die Mutter benahm sich Sophie auf eine Weise, wie es einer guten Tochter zukommt. Der Mutter Wünsche waren für die Tochter Befehle. Was Sophie ihr an

den Augen ansah, that sie ihr zu Gefallen. Hatte sie sich des Morgens angekleidet, so eilte sie zur Mutter, um ihr den Morgengruß zu bringen. Stand sie von Tische auf, so küßte sie ihr die Hand, und dankte für das Essen. Ging sie zu Bette, so wünschte sie ihr auf das herzlichste eine gute Nacht.

Es war natürlich, daß die Mutter Sophieen ungemein liebte, und auf sie große Hoffnungen baute.

Nicht so beliebt war Friederike. Zwar hatte sie manche gute Eigenschaften; sie war thätig, fröhlich und oft sehr dienstfertig. Aber man tadelte an ihr mit Recht, daß sie in ihren Reden zu vorlaut, zu unbescheiden und zuweilen unanständig sey. — Auch bemerkte man bey ihr mit Unwillen, daß sie in ihrem äusserlichen Betragen oft die Gesetze der Höflichkeit nicht befolgte. Sie grüßte andere nur ungern, sie versäumte oft selbst

ihrer Mutter einen guten Morgen oder eine gute Nacht zu wünschen, und wenn ihr etwas nicht recht war, machte sie ein verdrießliches Gesicht, knurrte und murrte, und vergaß sich zuweilen so sehr, daß sie selbst der Mutter auf das heftigste widersprach. War sie in der Gesellschaft anderer Mädchen, so wollte sie immer den Ton angeben, widersprach ihren Gespielinnen, tadelte alles, was sie vorschlugen, und geberdete sich etwas ungezogen, wenn man auf sie nicht hören, und ihre Vorschläge nicht annehmen wollte.

Friederike war daher nirgends wohl gelitten. Niemand ging gerne mit ihr um, und in der ganzen Stadt hieß sie ein unartiges Mädchen. Kein Vater, keine Mutter sah es gerne, wenn ihre Töchter Umgang mit ihr hatten.

Die Mutter Friederikens betrübte sich oft über sie, und bath sie dringend, mehr auf

ihr Betragen zu sehen, und sich die Schwester Sophie zum Muster zu nehmen.

Aber Friederike achtete darauf nicht, und weil ihr Sophie als Muster empfohlen wurde, so wurde sie ihrer Schwester abgeneigt, und benahm sich gegen sie bisweilen sehr schnippisch und unartig. Sie kränkte sie oft so sehr, daß die gute Sophie bittre Thränen darüber vergoß.

Während der Krankheit der Mutter benahm sich Sophie als eine liebenswürdige, dankbare Tochter. Sie äusserte eine so herzliche Theilnahme an den Leiden der Mutter, daß diese oft dadurch im Innersten gerührt wurde. Selten verließ sie das Bett der Kranken. Sie kam in keine Gesellschaft mehr, denn ihr Herz ließ es nicht zu, sich von der Mutter zu entfernen. Mit der größten Liebe und Sorgfalt pflegte sie dieselbe.

Auch Friederike blieb bey der Krankheit ihrer Mutter nicht gleichgültig. Aber so viel empfand sie nicht als Sophie. Ihre Unarten schienen sich jetzt zu vermehren, statt zu vermindern. Sie lebte fast ohne alle Aufsicht. Dieß benutzte sie, und besuchte oft so manche Mädchen, von denen sie an Unartigkeit noch übertroffen wurde. Sie verwilderte merklich.

Die Mutter bemerkte dieß. Es schmerzte sie tief in der Seele, und sie vergoß über Friederiken manche bittre Thräne.

Die Mutter starb früher, als man befürchtet hatte. Sophie war über ihren Verlust vor Schmerz ausser sich. Auch Friederike weinte, aber so tief und schmerzhaft fühlte sie den Tod ihrer Mutter nicht.

Kurz ehe die gute Mutter verschied, hatte sie Sophieen noch für die ihr bewiesene kindliche Liebe gedankt, und sie gebethen, immer gut zu bleiben und Gott zu vertrauen.

Sophie sah sich nun verlassen, und wäre darüber leicht auf die ängstlichsten Besorgnisse gerathen. Aber die letzten Worte ihrer Mutter schwebten ihr tröstend vor. Sie wollte ruhig bleiben, und Gott vertrauen.

Es währte auch nicht lange, so schickte Gott Sophieen einen rettenden Engel. Dieser rettende Engel war die Gräfinn von Lilienwald, eine sehr würdige, gottesfürchtige Frau. Sie hatte eine kleine Tochter, für die sie eine Gespielinn suchte. Man beschrieb ihr Sophieen, und lobte besonders ihre große Artigkeit.

Artigkeit wünsche ich vorzüglich bey der Gespielinn für meine Tochter, sagte die Gräfinn. Diese muß sich schon frühzeitig an einen guten, feinen Anstand gewöhnen, weil dieser in unserm Stande unentbehrlich ist.

Man verschaffte der Gräfinn Gelegenheit, Sophieen näher zu beobachten. Sie gefiel

derselben sehr wohl. Sophieens artige, gefällige und sanfte Sitten machten auf die Gräfinn den besten Eindruck, und da sie sich auch von ihrer Herzensgüte überzeugt hatte, so nahm sie Sophieen in ihr Haus, und betrachtete sie als ihr eigenes Kind.

Sophie war auf diese Weise versorgt, und sie genoß in dem Hause der Gräfinn die größten Freuden. Sie hatte für nichts zu sorgen, sie wurde gut gekleidet, von allen geliebt, und von geschickten Lehrern gut unterrichtet. Das letztere hielt sie mit Recht für ihr größtes Glück.

Desto schlimmer ging es Friederiken. Niemand in der Stadt wollte sie in ihr Haus nehmen, denn jedermann fürchtete sich vor ihren Unarten. Mancher Familienvater sagte: Wäre Friederike so artig und gut als Sophie, so nähme ich sie gern in mein Haus. Aber wer wird sich eine so große

Last aufladen, und das ungezogene Ding zu sich nehmen!

Endlich gelang es Friederiken, einen weitläuftigen Verwandten, der auf einem Dorfe wohnte, zu bewegen, sie zu sich zu nehmen. Er war ein sehr strenger Mann. Friederike mußte sich vieles gefallen lassen. Anfangs nahm sie alle ihre Kräfte zusammen, um auf ihren Ziehvater einen guten Eindruck zu machen; aber bald verfiel sie auf ihre alten Unarten, und verscherzte seine Gewogenheit ganz. Von nun an begannen für sie traurige Tage. Sie wurde sehr eingeschränkt, sie mußte die schwersten Arbeiten verrichten, sie durfte selten aus dem Hause, und mehrmahls bekam sie auf den Mund einen derben Schlag, wenn sie sich unbescheidne Reden erlaubte. Ja sie war nahe daran, fortgejagt zu werden.

Wie sehr beneidete sie ihre Schwester Sophie. Die ist wohl daran! die ist glücklich! wiederhohlte sie oft.

Doch der Druck, unter welchem Friederike leben mußte, war für sie ausserordentlich heilsam. Sie wurde stiller, sanfter, artiger. Sie verlor ihr vorlautes, unbescheidnes, unanständiges Wesen; kurz, sie wurde liebenswürdiger und besser. Man fing nun an, mehr mit ihr umzugehen, und sie lieb zu gewinnen.

Als ihr Anverwandter starb, nahm die Gräfinn von Lilienwald sich auch ihrer an, und die beyden Schwestern lebten bey dieser trefflichen Dame glückliche Tage.

15.

Das neue Jahr.

Ludwig und Julchen waren Geschwister. Sie liebten einander von ganzem Herzen, bisweilen zankten sie sich aber auch von ganzem Herzen. Der Bruder war ein artiger Knabe, nur fand er zuweilen einen großen Gefallen daran, die Schwester zu necken. Zu seiner Entschuldigung darf nicht verschwiegen werden, daß seine Neckereyen nicht böse gemeint, sondern gewöhnlich sehr unschuldig waren.

Julchen besaß zwar viel Sanftmuth, aber bey den Neckereyen Ludwigs wurde sie doch

oft unwillig, und verklagte den schalkhaften Bruder bey den Aeltern.

Da wurde denn Ludwig gewöhnlich vor Gericht geladen, und mußte bald die Vorwürfe des Vaters, bald den Tadel der Mutter anhören.

Wenn Bruder Ludwig alles mit Geduld angehört hatte, fing er an freundlich zu lächeln, und sagte: Ich habe Julchen herzlich lieb, und mit der Neckerey war es nicht mein Ernst; ich scherzte mit ihr, aber sie verstand keinen Spaß; ich bin unschuldig, und Julchen hat ohne Noth ein krummes Mäulchen gemacht.

Das krumme Mäulchen wollte Julchen gewöhnlich nicht gefallen. Meinst du, daß du Unarten mit Unarten wieder gut machen könnest? sagte sie oft.

Schwesterchen! Schwesterchen! versetzte Ludwig. Hier meine Hand! Ich bin dein

Bruder, du bist meine Schwester, und wir sind beyde gute Kinder.

Vater und Mutter lächelten, auch Julchen lächelte, und der Streit hatte ein Ende. Ludwig faßte die Schwester unter dem Arm, und walzte ein Paar Mahl in der Stube herum. Du bist ein guter loser Bruder! sagte dann Julchen. Und du eine sanfte böse Schwester! versetzte Ludwig. Auf diese Weise war der Friede wieder hergestellt.

Aber viel heftiger als gewöhnlich war der Zank, in welchen die Geschwister eines Tages geriethen. Es war der letzte Tag im Jahr. Sie gingen beyde spazieren. Julchen lenkte nach einer Bude, in welcher verschiedene Kleinigkeiten verkauft wurden.

Daran thust du ganz wohl, sagte Ludwig, ich wollte auch hin.

Sie kamen an der Bude an. Beyde fragten, ob kleine Englische Scheeren zu bekommen wären?

Die Frau, die in der Bude saß, zeigte ihren ganzen Vorrath von Scheeren vor. Nur eine einzige war darunter, die den kleinen Käufern gefiel. Aber eben deßhalb entstand ein großer Streit unter ihnen. Ludwig wollte die Scheere, und Julchen wollte sie auch. —

Der Wortwechsel wurde immer heftiger. Eines riß dem andern die kleine, niedliche Scheere aus den Händen, und jedes wollte sie bezahlen. Endlich behielt der stärkere Ludwig die Oberhand. Er bezahlte die Frau, und ging mit der gekauften Waare, wie im Triumphe, davon.

Julchen traten die Thränen in die Augen. Beyde Geschwister kamen nach Hause. Die Schwester machte dem Bruder laute Vor-

würfe. Ludwig schmunzelte und lächelte. Das verdroß Julchen. Sie bath den Bruder, ihr die Scheere auf einige Augenblicke zu zeigen. Das wollte Ludwig durchaus nicht thun. Ich gebe sie nicht aus den Händen, sagte er, sie ist mein, und bleibt mein.

Du hast wenig Vertrauen zu mir, versetzte Julchen. Glaubst du denn, daß ich sie behalten würde? Dann denkst du sehr falsch von mir.

Euch Mädchen ist nicht zu trauen! sprach Ludwig lächelnd.

Diese Worte beleidigten Julchen nicht wenig. Sie vertheidigte die Mädchen. Der Bruder wurde heftig. Es entstand ein gräulicher Zank. Nur mit Mühe konnte die Mutter demselben ein Ende machen.

Beym Abendessen wollten die Geschwister einander nicht ansehen. Ludwig sah nach Norden hin, Julchen nach Westen. Wenn

sich zufälliger Weise ihre Blicke begegneten, so schienen beyde darüber böse zu werden, und warfen ihren Kopf mit Hastigkeit nach einer andern Seite.

Den Aeltern wollten diese Manövres der Kinder nicht gefallen, und der Vater machte ihnen Vorwürfe, daß sie das Jahr in Feindschaft beschlössen.

Julchen fing an zu weinen. Ludwig ärgerte sich darüber, und behauptete, daß Er und nur Er Recht habe, und daß sich dieß am besten morgen zeigen werde.

Julchen hingegen behauptete, der Bruder habe Unrecht, und sie Recht, aber heute könne sie dieß nicht beweisen, morgen werde man am besten sehen, ob ihr von Ludwig nicht Unrecht geschehen sey.

Ihr seyd sonderbare Kinder! sprach der Vater, und schüttelte den Kopf.

Ich kann aus euch nicht klug werden, sagte die Mutter, und sah forschend den Vater an.

Nach dem Abendessen nahm Ludwig sein Schreibzeug und ein Stück Papier. Er setzte sich hin, um zu schreiben.

Julchen bath sich von dem Vater einen halben Bogen Briefpapier aus, und setzte sich auch hin, um zu schreiben.

Die Aeltern sahen einander an und lächelten, ob sie gleich nicht wußten, was dieß zu bedeuten habe.

Kaum waren einige Augenblicke verflossen, so entstand ein neuer Streit. Julchen wollte ihre Feder in Ludwigs Tintenfaß tauchen, und mußte sich daher in seine Nähe setzen. Das wollte der Bruder durchaus nicht zugeben. Du guckst mir in meinen Brief, sagte er, und das soll nicht geschehen. —

Ich verlange nicht zu wissen, was du schreibst, sprach Julchen. So wichtig wird es nicht seyn.

Wichtiger als du glaubst, versetzte Ludwig. Aber wenn es auch noch so unwichtig wäre, du bist ein Mädchen, und die Mädchen — wer weiß es nicht! — bekümmern sich gerne um alles, auch um die unbedeutendste Kleinigkeit; die Neugierde ist der böse Geist, der sie alle plagt.

Nur nicht so grob, Herr Bruder! sprach Julchen. Ich könnte dagegen manches sagen, das Sie gewiß nicht ruhig einstecken würden, aber ich halte es nicht der Mühe werth.

Schon recht, versetzte Ludwig, und lächelte. Julchen bekam vom Vater ein anderes Schreibzeug, und setzte sich an das entgegengesetzte Ende des Tisches. Ob nun gleich beyde Geschwister weit entfernt von einander waren, so hielt doch jedes die linke

Hand vor sein Papier, gleich als wolle es verhindern, daß das andere hineinsehe.

Es wurde ruhig. Ludwig und Julchen schrieben. Während des Schreibens drängten sich Thränen in beyder Augen. Jedes bemühte sich, sie zu unterdrücken, aber vergebens! sie fielen aufs Papier. — Länger konnten sie sich nicht enthalten. Sie standen auf; sie flogen sich in die Arme; sie herzten und küßten sich, und benetzten ihre Wangen mit Thränen der edelsten Geschwisterliebe. Ueberrascht und tief gerührt standen die Aeltern da. Dem Vater standen die Thränen im Auge, die Mutter weinte. Die Kinder fielen den Aeltern um den Hals. — Viel haben Sie auch in diesem Jahre für uns gethan, schluchzte Julchen. Nehmen Sie dafür unsern Dank, stammelte Ludwig. Vater und Mutter drückten ihre Kinder ans Herz, und weinten mit ihnen. Seyd im-

merfort brav! sprach jener. Liebt einander und eure Nebenmenschen, sagte die Mutter.

Am folgenden Morgen erwachten die Geschwister mit heiterem Gesichte. Sie flogen zu ihren Aeltern, sie bathen sie, ihnen auch in dem neuangetretenen Jahre ihre Liebe zu schenken. Vater und Mutter versprachen es mit Herzlichkeit, und fügten manche gute Lehre bey. Gegen einander selbst thaten die Geschwister geheim. Sie begaben sich in zwey verschiedene Zimmer.

Es währte nicht lange, so schickte Julchen durch ein Stubenmädchen dem Bruder ein kleines Päckchen mit einem kurzen Briefchen, das sie gestern Abends geschrieben hatte. Kaum war aber das Stubenmädchen aus dem Zimmer, so überbrachte ein Bedienter Julien ein kleines Päckchen mit folgenden Zeilen:

Liebe Julie!

Vergib, daß ich Dir einige trübe Stunden gemacht habe. Es ist nicht mit Absicht geschehen. Ich bemerkte, daß Du auf die kleine englische Scheere ein großes Gewicht legtest, und nahm mir sogleich vor, sie zu kaufen, und Dir damit ein kleines Neujahrsgeschenk zu machen. Nimm sie mit Liebe an, und siehe in diesem geringen Geschenke einen Beweis meiner innigsten Bruderliebe. Sey auch in diesem Jahre meine liebe, gute Schwester, so wie ich

Dein

Dich liebender Bruder

Ludwig.

Juliens Thränen stürzten auf das Blatt, als sie diese Zeilen las. Sie fühlte es tief, daß sie ihrem Bruder Unrecht gethan habe.

Aber ein Gleiches empfand auch dieser, als er folgendes Briefchen von Julien las:

Lieber Ludwig!

Es schmerzt mich, daß wir uns noch am letzten Tage im Jahre wehe thun mußten. Du wirst mir verzeihen, wenn Du erfährst, was bey mir die Ursache davon gewesen ist. Ich nahm mir vor, Dir mit einer kleinen Brieftasche ein Neujahrsgeschenk zu machen. Es fehlte mir für diese Brieftasche eine kleine Scheere, die ich daher zu kaufen wünschte. Du verhindertest dieß. Das that mir weh. Denn nun muß ich Dir die Brieftasche ohne Scheere schicken. Du nimmst sie aber doch mit Liebe an? nicht wahr? O thue das, lieber, guter Ludwig, und schenke auch in dem neuen Jahre Deine Bruderliebe

Deiner Dich zärtlich liebenden Schwester

Julie.

Den Bruder rührten diese Zeilen zu Thränen. Beyde Geschwister eilten zu einander; sie begegneten sich in dem großen Zimmer, in welchem sich die Aeltern befanden. Herz an Herz vergossen sie Thränen der Liebe, der Reue und des Danks. Vater und Mutter ließen sich das Vorgefallene erzählen. Mit Rührung vernahmen sie es; mit Zärtlichkeit drückten sie ihre hoffnungsvollen Kinder an die Brust, dankten Gott für das gute, fromme Herz derselben, und bathen ihn still, aber mit Innigkeit, daß er ihnen dieß Herz bis an ihren Tod bewahren möchte.

Heiter und fröhlich begann das neue Jahr in dieser guten, edlen Familie. Zum Mittagsessen, das etwas reichlicher ausfiel als gewöhnlich, waren brave Freunde geladen. Die Kinder wurden angenehm überrascht; denn jedes fand auf seinem Teller unter der Serviette ein Buch; Julchen die Theone,

ein Geschenk für gute Töchter — (Frankfurt a. M. bey Wilmans), und Ludwig den Vater Traumann (Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt).

Angenehm verfloß der Tag unter Erzählungen und Scherzen. Jedermann wünschte, daß es solcher Tage im menschlichen Leben recht viele gäbe. Lange erinnerten sich besonders die Kinder an dieses neue Jahr.

16.

Die Braut.

Kein Mädchen in Rosenhayn war so heiter und munter, aber auch keines so menschenfreundlich, gefällig und gut, als Amalia. Man nannte sie die lieblichste, schönste Rose in Rosenhayn.

Nur Eines rechnete man Amalien als einen Fehler, oder vielmehr als eine Schwachheit an. Sie war, wenn sie etwas that, oft zu schnell, zu rasch. Aber freylich hatte auch dieß seine gute Seite. Hatte sie eine Arbeit zu verrichten, so war sie, bey ihrer

Behendigkeit, damit bald fertig; sollte sie ihrer Mutter einen Dienst erweisen, so war sie sogleich bey der Hand; sah sie einen Armen, so bedachte sie sich nicht lange, sondern half ihm schnell, wenn es anders in ihren Kräften stand. Aber diese Hastigkeit Amaliens machte auch, daß sie bisweilen bey dem, was sie sprach und that, zu vorschnell war. Manches würde sie unterlassen haben, wäre sie mehr bedachtsam gewesen.

Selten sah man Amalien bey übler Laune. Ihr heitrer Sinn verließ sie fast nie. Sie sang gerne, und das Tanzen war ihre größte Leidenschaft.

Gebildet von wackern Aeltern, wuchs Amalie zu einer blühenden, schönen Jungfrau empor. Aber nicht nur Schönheit des Körpers, auch Schönheit der Seele war ihr in hohem Grade eigen. Sie sprach und urtheilte richtig, fühlte tief, und liebte das

Schöne und Gute. Sie schrieb und rechnete gut, sprach etwas Französisch, spielte Klavier, und, was das beste war, sie verstand sich auf häusliche Geschäfte vortrefflich. Sie nähte und strickte gut, und in der Küche wußte sie in allem Bescheid.

Was Wunder, wenn Amalie von ihren Aeltern ungemein geliebt, und von allen, die sie kannten, geschätzt wurde.

Sie war nahe daran, in ihr neunzehntes Jahr zu treten. Gleich einer lieblichen Rose blühte sie. Man pries den Mann glücklich, der sie zur Gattinn bekommen würde. Nicht ohne heimlichen Neid sahen die Mädchen von Rosenhayn nach ihr hin, aber auch nicht ohne Liebe. Denn Amalie hatte sich durch ihr edles Herz aller Zuneigung zu erwerben gewußt.

Herrmann, ein edler Jüngling, der Sohn eines reichen Kaufmannes und selbst

Kaufmann, hatte in Rosenhayn Geschäfte. Er lernte Amalien kennen; sie riß ihn durch ihre weibliche Anmuth und ihr treffliches Herz zur Hochachtung und Liebe hin. Er hielt um ihre Hand an, Amalie und ihre Aeltern willigten ein, und jene war nun Herrmanns erklärte Braut.

Wäre es nach Herrmanns Wünschen gegangen, so würde bald Hochzeit gewesen seyn. Allein verschiedene Umstände hinderten dieß. Der Bräutigam hatte noch eine nothwendige Reise nach Portugall zu machen, und die Hochzeit wurde bis nach Vollendung derselben aufgeschoben.

Mit inniger Liebe hing Amalie an Herrmann. Er besaß viel Verstand, große Geschicklichkeit in seinem Fache, und das beste Herz; Vorzüge genug, um eine Braut von Amaliens Gemüthsart an ihn zu fesseln.

Herzlich und rührend war der Abschied des Bräutigams von der Geliebten, als er seine Reise nach Lissabon antrat. Fromme Segenswünsche folgten ihm nach, und gewiß war der der herzlichste, daß er bald gesund und glücklich wiederkehren möchte.

Kein Tag verging, an welchem Amalie im Geiste nicht bey Hermann gewesen wäre, und dieser dachte auch recht oft an die Geliebte seines Herzens. Alles, was er sah und genoß, sah und genoß er in Beziehung auf sie. Reich an reinen Freuden war daher seine Reise. In den romantischen Gefilden Spaniens und Portugalls wünschte er nichts sehnlicher, als Amalien an seiner Seite, um all' die Herrlichkeiten mit ihr tausendfältig zu genießen. — Keine Feige, keine Orange kaufte er ohne den Wunsch, sie Amalien übergeben zu können. Er lebte

und webte nur in ihr, ach, der so weit Entfernten. —

Mehrere Monathe waren verflossen, und Herrmann wurde in seiner Heimath zurück erwartet. Schon seit mehr als vier Wochen war kein Brief von ihm angekommen. Amaliens Herz rang mit Sorgen und bangen Empfindungen. Endlich erschien eine Zuschrift. Hastig wurde sie eröffnet. Amalie liest — ihr Gesicht verfärbt sich — mit einem heftigen Schrey sinkt sie zu Boden. Die Aeltern stürzen herbey. Sie bringen die Tochter auf das Bett. Flüchtig liest der Vater den Brief, und neue Bestürzung verbreitet sich im Hause. „Herrmann — so schreibt sein Reisegefährte — ringt mit dem Tode; die Aerzte geben keine Hoffnung."

Alles war um Amalien beschäftigt, sie ins Leben zurückzurufen. Vergebens! Unglücklicher Weise war der Stadtarzt verreist, und

wurde nur nach einer Woche zurückerwartet. Amalie lag unbeweglich, athemlos da. Mit zerrissenem Herzen beklagten die Aeltern den Tod ihrer geliebten Tochter. Ganz Rosenhayn fühlte ihren schmerzlichen Verlust.

Ein prächtiges Leichenbegängniß ward der Verstorbenen bestimmt. Alle Jünglinge, alle Jungfrauen, geschmückt mit Blumen, versammelten sich um ihren Sarg. Aus der umliegenden Gegend strömte viel Volks herbey. Alles drängte sich zur Bahre. Der Sarg war mit Blumenkränzen und Sträussern bedeckt. Acht Jünglinge, aus den besten Familien, sollten die Leiche tragen. Auf der Spitze eines Degens trug der erste einen Kranz, in dessen Mitte eine Orange schwebte. Feyerlich klang ein älteres, aber rührendes Sterbelied. Alle wurden besonders von den Worten ergriffen:

Ach wie nichtig,
Ach wie flüchtig
Ist der Menschen Schöne!
Wie ein Blümlein bald vergehet,
Wenn ein rauhes Lüftlein wehet,
So ist unsre Schöne, sehet!

Thränen flossen von allen Seiten. Auch die, die mit der Verstorbenen in keiner näheren Verbindung gestanden hatten, beweinten ihren frühzeitigen Verlust.

Die Träger waren bereit, den Sarg zur Ruhestätte zu tragen. Sie wollten ihn fassen, als ein junger Reisender mit heftigem Ungestüm vor dem Leichenhause von dem Pferde absprang, in das Vorhaus eilte, an die Bahre stürzte, und sich mit einem Geschrey des tiefsten Jammers über die Leiche bog.

Es war Herrmann, der Todtgeglaubte. Alles war in größter Bestürzung. Herr-

mann lag über der entschlummerten Geliebten, und benetzte sie mit Thränen der Liebe und Wehmuth.

Ein wunderbares Schauspiel begann. Amalie fing an, sich zu regen. Mit einer schreckhaften Zuckung fuhr sie aus ihrem Todesschlafe auf. Aller Glieder erbebten, als die Todte sich aufrichtete und mit sichtbarem Befremden um sich sah, gleich als erstaune sie über das, was sie umgab.

Viele von dem Volke eilten bey dieser Erscheinung davon; sie glaubten, etwas Uebernatürliches zu erblicken. Und doch ging alles nach den Gesetzen der Natur. Amalie war bey der für sie so schrecklichen Nachricht von Herrmanns Lage in jenen Zustand versunken, den man den Scheintod zu nennen pflegt. Alles, was um sie vorgegangen war, hatte sie vernommen, aber nur die Erscheinung des Bräutigams und sein Jam-

mer waren im Stande gewesen, sie aus ihrer Betäubung zu wecken, und zum Leben zurückzuführen.

In wunderbare Freude verwandelte sich die Traurigkeit, in die alles durch Amaliens Tod versetzt worden war. Herrmann gab Aufschlüsse über seine eigene Lage. Er genoß immerfort der besten Gesundheit. Aber sein Reisegefährte, ein lustiger und dabey leichtsinniger Mensch, der ihn oft mit Begeisterung von Amalien sprechen hörte, kam auf den unbesonnenen Einfall, der Braut zu schreiben, Herrmann befinde sich dem Tode nahe. Seine unerwartete Rückkehr und Gesundheit sollte dann Amalien um so mehr überraschen. Das Unheil, das daraus entstehen könne, bedachte er nicht. So verhielt sich die Sache mit Herrmanns vorgegebener Krankheit.

Nach wenigen Wochen war Hochzeit. Herrmann war ein edler junger Mann; Amalie zeichnete sich durch Schönheit des Geistes und Güte des Herzens aus. Wie konnte ihre Ehe anders als glücklich seyn!

17.

Undankbarkeit.

Frau Grünfeld lag auf dem Sterbebette. Helene, ihre Tochter, stand neben ihr und weinte. Weine nicht, meine Tochter, sprach die schwache Mutter. Gott verläßt die Seinen nicht. Vertraue auf ihn, er wird alles wohl machen. Wandle allzeit fromm und tugendhaft, dann wirst du nicht darben.

Liebe, gute Mutter, seufzte Helene. Wenn Ihr diese Welt verlasset, so bin ich eine unglückliche Waise. Ach, was soll ich

ohne Vater, ohne Mutter anfangen? Zu wem soll ich meine Zuflucht nehmen? Wer wird sich meiner erbarmen?

Bey diesen Worten trat Frau Ehrenhold in das Zimmer, keine wohlhabende, aber eine geschickte und rechtschaffene Frau. Sie hatte von jeher mit der Kranken auf einem vertrauten Fuße gelebt, und nahm an ihren Leiden den innigsten Antheil.

Liebe Freundinn, sprach Frau Grünfeld, ich scheide gern von dieser Erde, auf der ich des Ungemachs genug ausgestanden habe. Nur Eines erschwert mir meinen Tod.

Sie sah mit Wehmuth nach ihrer Tochter hin. Wenn Du dich nicht ihrer annimmst, sprach sie zur Freundinn, dann steht die Arme auf Gottes Welt verlassen da. Ich bitte dich, rath' ihr, hilf ihr, wenn ich nicht mehr bin.

Der Freundinn rollten Thränen über die Wangen. Sie ergriff die Hand der Kranken. Ein leiser Druck derselben versprach der sterbenden Mutter Gewährung ihrer Bitte.

Nach drey Stunden athmete Frau Grünfeld zum letzten Mahle. Weinend lag die Tochter über der geliebten Leiche, und nur spät kehrte Trost und Beruhigung in ihr gebeugtes Herz.

Mit der Treue einer redlichen Freundinn und dem Edelmuthe einer rechtschaffenen Frau, nahm Frau Ehrenhold sich der zurückgelassenen Waise an. Helene fand in ihr eine zweyte Mutter. Sie wohnte bey ihr, wurde von ihr beköstigt, gekleidet, und in weiblichen Arbeiten unterrichtet.

Frau Ehrenhold nährte sich fast allein von ihrer Hände Arbeit. Sie nähte und stickte trefflich. Der Adel in der umliegenden Gegend beschäftigte sie oft so stark, daß sie bey

ihren vielen Arbeiten bisweilen auch die Nacht zu Hülfe nehmen mußte. Indeß wußte man den Werth derselben nicht immer gehörig zu schätzen. Man bezahlte sie oft gering, und Frau Ehrenhold mußte sich der größten Sparsamkeit befleißigen, wenn sie mit ihren Einkünften ausreichen wollte.

Helene wurde von ihr mit Eifer im Nähen und Sticken unterwiesen. Die redliche Frau glaubte für das Wohl ihrer Ziehtochter nicht besser sorgen zu können, als wenn sie ihr Fertigkeiten zu eigen machte, durch die sie einst ihren Unterhalt erwerben konnte.

Ein Jahr lang bewies Helene den besten Willen, und lohnte die Liebe ihrer Wohlthäterinn mit Zuneigung, Gefälligkeit und Dank. Mit Einem Mahle änderte sich aber ihre Gemüthsart. Sie gerieth in die Gesellschaft leichtsinniger Mädchen, und Frau Ehrenhold

vermuthete richtig, wenn sie diesem Umstande Helenens Sinnesänderung zuschrieb.

Helene wurde störrig, und verrichtete manche Arbeiten, die ihr die Wohlthäterinn auftrug, mit sichtbarem Unwillen. Es schien ihr unbillig, daß Frau Ehrenhold sie in Einem fort mit Arbeiten plage, und sie so wenige Vergnügungen genießen lasse. Das letztere fand wirklich statt. Helene wurde mit aller Sorgfalt von den Zerstreuungen der jungen Welt zurückgehalten, und die Erlaubniß, sich durch ein unschuldiges Vergnügen zu erhohlen, erhielt sie nicht oft. Aber, Frau Ehrenhold handelte in diesem Stücke als eine weise Frau. Sie kannte die bösen Lockungen und Versuchungen der Welt; sie wußte, daß Helene einst vielleicht nicht im Stande seyn werde, an den Zerstreuungen des Lebens großen Antheil zu nehmen, und daß man sich an nichts gewöhnen müsse, was

man sich einmahl doch wieder abgewöhnen müßte. Auch war ihr aus eigener Erfahrung bekannt, daß nichts so sehr den Körper gesund, den Geist frisch und munter, das Herz unschuldig und heiter erhalte, als rasche, ununterbrochene Thätigkeit.

Daher das Bestreben der trefflichen Frau, ihre Ziehtochter, die sie als ein wichtiges Vermächtniß von ihrer verstorbenen Freundinn betrachtete, an immerwährende Arbeitsamkeit und Enthaltsamkeit in Rücksicht der Zerstreuungen und Vergnügungen zu gewöhnen. Helene sah indeß die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte an.

Frau Ehrenhold lebte einfach und kunstlos. Auf ihren Tisch kamen nur zwey Gerichte, und in ihrem Anzuge vermied sie alles, was mit etwas größerem Aufwande verbunden gewesen wäre. Auch Helene sollte sich an diese Einfachheit gewöhnen, und diese Angewöh-

nung ihr in Zukunft gute Dienste leisten. Aber Helene dachte hierüber ganz anders. Sie bezeigte über die Kost und die Kleider Unzufriedenheit. Sie glaubte, in beyder Hinsicht, eine bessere Behandlung zu verdienen.

Am unbilligsten schien es Helenen, daß die Arbeiten, die sie verfertigte, ihr nicht bezahlt wurden, sondern daß die Zahlung für dieselben Frau Ehrenhold zog. Sie vergaß ganz, daß diese gute Frau als Mutter an ihr handelte, daß sie sie ganz unterhielt, und daß sie ihre Fertigkeit in weiblichen Arbeiten einzig und allein der edelmüthigen Wohlthäterinn zu danken habe.

Helene fing an, sich sehr undankbar gegen Frau Ehrenhold zu bezeigen. Die Mädchen, mit denen sie bisweilen zusammenkam, bestärkten sie in ihrer Undankbarkeit. „Du könntest dir leicht selbst deinen Unterhalt ver-

dienen, sagten sie zu ihr. Dann könntest du auch mehr nach deinem Willen leben. Es ist zu arg, was die Ehrenhold mit dir treibt. Sie martert dich mit Arbeiten. Sie aber zieht das Geld dafür. Du hingegen mußt dich mit schlechten Kleidern, mit einer elenden Kost und einer engen Wohnung behelfen. Und wenn sie dir nur noch mehr Erhohlung erlaubte! Der Mensch ist, wahrhaftig! nicht bloß darum da, um sich für nichts zu plagen. Er muß sich auch freuen! Aber du kannst deines Lebens nicht froh werden." —

Solche Worte machten auf Helene tiefen Eindruck. Nichts schien ihr so wahr, als daß sie von Frau Ehrenhold ungerecht behandelt werde. Sie vergaß, was sie ihrer Wohlthäterinn schuldig war. Daran dachte sie nicht, daß, wenn diese treffliche Frau nicht gewesen wäre, sie von aller Welt ver-

lassen da gestanden hätte, ohne Rath und ohne Hülfe. Sie vergaß, wie edelmüthig sich ihre Wohlthäterinn ihrer angenommen, wie eifrig sie sie in nützlichen Handarbeiten unterrichtet, wie sorgfältig sie sie immer zum Guten angeleitet hatte.

Frau Ehrenhold bemerkte mit tiefem Schmerz Helenens Veränderung, ihre Verdrießlichkeit bey der Arbeit, ihre Unzufriedenheit mit ihrer ganzen Lage, ihr schnippisches Wesen, wenn sie wohlgemeinte Erinnerungen erhielt. Aus manchen abgebrochenen Reden merkte sie, daß Helene sich von ihr wegsehne.

Hätte Frau Ehrenhold den ersten Empfindungen ihres Herzens gefolgt, so würde sie die Undankbare sogleich aus ihrem Hause gewiesen haben; denn für ein fühlendes Gemüth ist Undank immer sehr schmerzlich. Aber vor ihr stand die sterbende Freundinn, sie

glaubte ihre Worte zu vernehmen: „Ich bitte dich, rathe Helenen, hilf ihr, wenn ich nicht mehr bin!“ Lebhaft beschäftigte ihr Herz auch der Gedanke, daß Helene ihrem Verderben zueilen würde, wenn sie schon jetzt ohne Leitung in das Gewirre der Welt käme. Dieß alles mäßigte ihren gerechten Unwillen, und sie ließ sich von Helenen manches Unangenehme gefallen.

Doch statt daß Helene hierinn den Edelmuth ihrer Freundinn erkannt hätte, glaubte sie vielmehr darin die Besorgniß zu erblikken, Helenen zu verlieren, und wurde immer unbescheidner, immer unerträglicher.

Es verging wieder ein Jahr. Helenens Undankbarkeit wuchs mit jedem Tage, und erfüllte das Herz der edlen Frau Ehrenhold mit Unmuth und Schmerz. Ich hoffte, dachte sie bey sich, in diesem unerkenntlichen Mädchen eine dankbare Tochter, und für

mein Alter eine Stütze zu erziehen. Wie sehr habe ich mich getäuscht!

Es entstand eine große Theurung. Frau Ehrenhold mußte sich sehr einschränken, um auszukommen. Zu ihrem Glück bekam sie viel Arbeit. Aber ihre Emsigkeit war so groß, daß ihr Körper darunter litt. Sie fing an zu kränkeln, und manche Arbeiten, besonders die feineren, blieben liegen. Sie freute sich, daß sie Helenen zur Hand hatte. Aber ihre Freude währte nicht lange.

Helenen geschah von einer Baronesse, die auf dem Lande auf ihren Gütern lebte, der Antrag, bey ihr die Stelle einer Kammerjungfer anzunehmen. Helene bedachte sich nicht lange. Sie vergaß, was sie ihrer bisherigen Wohlthäterinn schuldig war; sie dachte nicht daran, daß sie derselben in ihren jetzigen Umständen fast unentbehrlich, und daß es ihre Pflicht sey, sie nicht zu

verlassen. Dieß alles vergaß sie, versprach sich der Baronesse, und kündigte dieß der kränkelnden Ehrenhold an.

Frau Ehrenhold gerieth darüber in keine kleine Verlegenheit. Was willst du thun, Helene? sprach sie. Bedenke, daß ich krank bin, daß ich deiner jetzt mehr als sonst bedarf, daß ich immer hoffte, du werdest in solchen Umständen mein Trost und meine Stütze seyn.

Aber Helene blieb unbeweglich. Sie bemerkte, daß sie einmahl ihr Wort gegeben habe, und es nicht mehr zurücknehmen könne.

Frau Ehrenhold empfand einen gerechten Schmerz darüber, daß ihre Ziehtochter ohne weiteres ihr Wort gegeben habe. Habe ich nicht als Mutter an ihr gehandelt? dachte sie bey sich: hätte sie mich nicht bey einem so wichtigen Schritte zu Rathe ziehen sol-

len? — O Helene, du lohnest meine guten Absichten mit dir mit schnödem Undank.

Nach wenigen Tagen verließ Helene wirklich die Wohnung ihrer Wohlthäterinn. Sie dankte ihr für das Gute, das sie bey ihr genossen hatte, aber so kalt, so einsylbig, daß Frau Ehrenhold den tiefsten Schmerz darüber empfand. Ihr Herz blutete über diese Undankbarkeit.

Was die gute Ehrenhold besorgt hatte, geschah wirklich. Sie gerieth in große Verlegenheit. Ihre Kränklichkeit vermehrte sich, sie konnte nur wenig arbeiten, und der natürliche Erfolg davon war, daß sie zu darben anfing. Sie besaß ein Paar Aecker, die sie von ihren Aeltern geerbt hatte. Diese mußte sie verkaufen. — Sie that es mit vielem Schmerze, denn als ein Andenken von ihren Aeltern waren ihr die Grundstücke immer über alles theuer gewesen.

Das für die Aecker eingegangene Geld sicherte Frau Ehrenhold ein Jahr lang vor drückender Noth. Aber jetzt war es fast ganz ausgegeben, und sie sah einer traurigen Zukunft entgegen. Denn noch immer konnte sie wenig verdienen. Es trat der Winter ein, und mit ihm eine abermahlige große Theurung. Voll Sorgen verlebte die würdige Frau Ehrenhold ihre Tage. Oft dachte sie mit tiefem Schmerz an Helenen. „Wäre diese dankbar gewesen, und hätte sie mich nicht verlassen, sprach sie, so müßte ich mich nicht so sehr mit Nahrungssorgen quälen.“

Ganz unerwartet erschien Helene mit ihrer Herrschaft in der Stadt, in welcher Frau Ehrenhold wohnte, um in derselben den Winter zuzubringen. Die gute Ehrenhold hoffte, daß sie von ihr öfters werde besucht werden. Wie sehr irrte sie sich. Es ver-

ging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern, und Helene kam nicht. Ein einziges Mahl ging sie bey der Wohnung ihrer einstigen Wohlthäterinn vorüber. Frau Ehrenhold stand am Fenster. Helene erblickte sie. Schnell wandte sie aber ihr Auge von dem Fenster weg, und that so, als hätte sie Frau Ehrenholdinn nicht gesehen.

Dieses unedle, häßliche Betragen Helenens wirkte auf Frau Ehrenhold sehr unangenehm. Es traten ihr Thränen in die Augen. Mein Gott, seufzte sie, was gibt es doch für Menschen auf der Welt! Habe ich an Helenen nicht alles gethan, was in meinen Kräften stand, habe ich gegen sie nicht alle Pflichten treu und redlich erfüllt! Verdiene ich es wohl, daß sie mich jetzt so sehr vernachläßigt? daß sie mich nicht einmahl ihres Anblicks würdigt?

Frau Ehrenhold sollte noch öfter gekränkt werden. Sie traf mehrmahls mit Helenen zufälliger Weise zusammen, ohne daß diese sie mit der nöthigen Achtung behandelte. Ein einziges Mahl sprach Helene mit ihr, und fragte sie, wie es ihr gehe.

Frau Ehrenhold wollte ihr nun ihre traurige Lage schildern; aber Helene unterbrach sie mit den Worten: Es leidet jetzt alles! — wandte sich von ihr weg, und ging davon.

Glücklicher Weise erweckte Gott das Herz einer sehr braven Familie für Frau Ehrenhold. Diese Familie nahm sich ihrer auf das liebreichste an, bezahlte für sie die Wohnung, versorgte sie mit Holz, mit Kost und mancherley Lebensbedürfnissen. Ihr Herz wurde durch diese Wohlthaten sehr gerührt. Oft lag sie auf ihren Knieen, blickte mit Thränen im Auge gen Himmel, und sagte: Ich danke dir, Gott! daß du mir so edle Wohl-

thäter geschenkt hast. Ich habe nichts um sie verdient, und doch nehmen sie sich meiner so gütig an, während Helene, für die ich Mutter gewesen bin, mich in meiner Noth gänzlich verläßt.

Manche gute Menschen hörten von Helenens Undankbarkeit, und wurden unwillig auf sie. Tiefe Verachtung wurde ihr zu Theil; denn Undankbarkeit würdigt den Menschen bey allen Guten und Edlen herab.

Ein Paar Jahre lang ging es Helenen äusserlich wohl. Sie wußte von keinen Sorgen, von keinem Ungemach. Aber nun verfinsterte sich ihr Glücksstern. Die Baronesse, die durch das unordentliche, verschwenderische Leben ihres Gemahls einen großen Theil ihrer Güter verlor, mußte sich in ihrer Haushaltung einschränken. Sie entließ mehrere von ihrer Dienerschaft. Unter diesen befand sich auch Helene. Sie wäre in Ver-

legenheit gerathen, wenn nicht der Leibjäger des Barons um ihre Hand angehalten, und sie geheirathet hätte.

Helene glaubte nun recht glückliche Tage zu leben. Allein wie sehr betrog sie sich! Ihr Mann glich seinem Herrn, dem Baron. Er war unordentlich, dem Trunk ergeben, und ein großer Verschwender. Das wenige Geld, das Helene im Dienste sich zusammengespart hatte, verschwendete er bald. Sie mußte Tag und Nacht arbeiten, um nicht Noth zu leiden. Und doch erwarb sie, nach seiner Meinung, immer zu wenig. War er trunken, so mißhandelte er sie oft. Mehrmahls war sie in der Gefahr, von ihm todtgeschlagen zu werden.

Helene fühlte sich ausserordentlich unglücklich. Bey einem so nichtswürdigen Wütherich, als ihr Mann war, wollte sie nicht länger bleiben. Eben war sie im Begriff,

die wenigen Habseligkeiten, die sie noch besaß, zusammenzupacken, und ihre Wohnung zu verlassen, als sie die Nachricht erhielt, ihr Mann sey auf der Jagd vom Pferde gestürzt, und habe sich beynahe zu Tode gefallen. Es währte nicht lange, so brachte man den Verunglückten herbey getragen. Er sah gräßlich aus. Noch diesen Tag gab er seinen Geist auf.

Tief gebeugt durch manches Unglück, wußte Helene nicht, wohin sie ihre Zuflucht nehmen sollte. Frau Ehrenhold schwebte ihr zuerst vor. Aber ihr Herz erschrak, als sie daran dachte, wie undankbar und häßlich sie an dieser würdigen Frau gehandelt hatte. Dennoch faßte sie Muth; denn sie kannte den Edelmuth ihrer Wohlthäterinn.

Wie sehr fiel es der guten Ehrenhold auf, als eines Tages Helene in ihr Zimmer trat, und mit blassem Gesichte und Thränen in den

Augen ihr um den Hals fiel. Sie wiente bitterlich. Edle, edle Frau! meine Wohlthäterinn! meine Mutter! rief sie aus. Können Sie mir vergeben? Ich habe schlecht an Ihnen gehandelt! ich fühle es tief! Ich will alles wieder gut machen. Ich will für Sie arbeiten! ich will Sie pflegen! ich will Ihre dankbare Tochter seyn! Nehmen Sie mich nur wieder als Ihre Tochter an! Ach, ich bin unglücklich, sehr unglücklich! —

Frau Ehrenhold wurde erschüttert. Ihre tiefe Abneigung gegen Helenen verschwand bey den letzten Worten derselben ganz. — Sie ließ sich von der Unglücklichen alles erzählen.

Du bleibst bey mir, Helene! sprach Frau Ehrenhold. Ich sehe dich von dieser Stunde an wieder als meine Tochter an.

Trostvollere Worte konnte Helene in diesen Augenblicken nicht hören. Sie sank ih-

rer Wohlthäterinn von neuem an die Brust, und suchte ihr gepreßtes Herz durch Thränen zu erleichtern.

Noch an diesem Tage eilte Helene auf den Gottesacker. Sie suchte das Grab ihrer Mutter auf, bestreute es mit einigen Blumen, und sank bey demselben auf ihre Kniee: Geist meiner Mutter, seufzte sie, siehe herab auf deine verirrte Tochter. Ach, sie hat bis jetzt nicht so gelebt, wie du einst wünschtest. Sie ist dir eine lange Zeit hindurch sehr unähnlich gewesen! Aber sie will sich bessern; sie gelobt es dir an deinem Grabe!

Getröstet kehrte Helene von der Ruhestätte der Mutter zu Frau Ehrenhold zurück. Was sie dieser versprochen hatte, leistete sie wirklich. Sie arbeitete unermüdet fort, und theilte das Erworbene mit ihrer Wohlthäterinn.

Frau Ehrenhold hatte von nun an noch viele heitre Tage. Helene war bald der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe. Sie erleichterten sich einander auf alle Weise das Leben. Auf die Gesundheit der guten Ehrenhold hatte dieß den besten Einfluß. Sie erhielt neue Kräfte, und lebte noch eine lange Reihe von Jahren.

Ein Kind kann an dem Sarge einer geliebten Mutter keinen größeren Schmerz fühlen, als Helene an der entseelten Hülle ihrer Wohlthäterinn empfand. Oft besuchte sie das Grab derselben, und auf die Asche der Verewigten flossen viele Thränen der Wehmuth, der Liebe und Dankbarkeit.

18.

Der Schein trügt.

Eleonore war die Tochter eines wohlhabenden Mannes, der mehrere Güter besaß. Im Winter hielt er sich in der Stadt auf, im Sommer lebte er auf dem Lande. Er hieß: Friedrich von Reitzenstein.

Eleonore wurde vernünftig erzogen. Sie war verständiger und besser gesinnt, als die meisten Kinder reicher Leute. Daß ihr Vater ein begüterter Mann war, machte sie nicht stolz; daß er aber ein gar lieber, guter Vater war, darüber freute sie sich herzlich. —

In der Stadt genoß Eleonore viele Freuden. Aber auf dem Lande gefiel es ihr noch besser. Kam das Frühjahr, so wuchs ihre Heiterkeit. Mit Sehnsucht sah sie dem Tag entgegen, an welchem sie mit den Aeltern die Stadt verließ, und auf eines von den Familiengütern des Vaters reiste.

Herr von Reitzenstein lächelte immer über die Ungeduld, mit welcher Eleonore den gedachten Tag erwartete. Du bist sehr undankbar gegen die Stadt, bemerkte er mit freundlicher Miene. Sie gewährt dir doch viele Freude. Du kannst hier mehr Besuche machen und bekommen, als auf dem Lande. Du besuchst bisweilen ein Concert, dann und wann das Theater, und in den letzten Faschingen ein Paar Mahl die Redoute. Alle diese Freuden kannst du nur in der Stadt genießen. Und doch ziehst du ihr das Land vor. Das heiße ich undankbar!

Eleonore wußte wohl, daß es der Vater mit solchen Bemerkungen nicht ernstlich meine, und daß er selbst für das Land mehr eingenommen sey als für die Stadt. Indeß blieb sie keine Antwort schuldig. Die Stadt hat auch ihre Freuden, sagte sie mehrmahls, aber besser ist besser. Vielen wird es freylich scheinen, als wenn das Stadtleben dem Landleben weit vorzuziehen sey. Aber der Schein trügt. In der Stadt gibts des Elendes genug. Freylich ist es ein glänzendes Elend; aber Elend bleibt es doch. Ich lobe mir das Land. Ich lobe Gottes freye Natur. Was sind Bälle, Schauspiele und Concerte gegen die beblümten Wiesen, gegen die anmuthigen Thäler und Hügel, gegen die fischreichen Teiche, gegen die Wunder der Schöpfung, die man nur auf dem Lande in ihrem ganzen Umfange mit Herzlichkeit und ungestört genießen kann!

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn
So einzig, ach! so einzig hin!
Da lebt sichs gut, da lebt sichs froh,
Und nirgends, nirgends lebt sichs so!

Herr von Reitzenstein hörte mit innigster Freude der Tochter zu, wenn sie so sprach. Oft drückte er sie mit väterlicher Liebe an sein Herz, und nannte sie seine Freude, seinen Stolz, sein höchstes Lebensglück.

Thalfels hieß das Gut, auf welchem sich Herr von Reitzenstein am liebsten aufhielt. Es lag in einer anmuthigen Gegend, und die Bewohner des Ortes waren ein sehr guter Schlag von Menschen. Auch Eleonoren gefiel es in Thalfels am besten, und für sie war es immer die freudigste Nachricht, wenn es hieß: Diesen Sommer werden wir in Thalfels zubringen.

Eleonore war mit den meisten Bewohnern dieses Ortes bekannt, und von ihnen herzlich

geliebt. Nur Ein Mensch hatte für sie so viel Widriges, daß sie ihn nur ungerne anblickte, wenn dieß geschehen mußte. Mit aller Sorgfalt vermied sie es, ihm zu begegnen, oder mit ihm irgendwo zusammen zu treffen. Er hieß Adam Walten, und mochte in seinem achtzehnten Jahre stehen.

Mehrmahls hörte der Vater Eleonoren über diesen jungen Menschen ungünstig urtheilen. Er billigte dieß nicht. Du bist doch sonst sehr gerecht und menschenfreundlich, sprach er einige Mahle zu ihr. Wie kommt es, daß du den Adam Walten so strenge richtest?

Ach Vater, antwortete Eleonore, ich weiß nicht, warum mir dieser Mensch so sehr mißfällt. Er hat mich nie beleidigt, aber ich kann ihm nicht gut seyn, ich kann kein Vertrauen zu ihm fassen. Sein Gesicht ver-

räth nichts Gutes. Es scheint mir ein schlimmer, tückischer Mensch zu seyn.

Meine Tochter, versetzte der Vater sehr ernsthaft, du hast mit wenigen Worten sehr viel gesagt. Ich wünsche, daß sie gerecht seyn mögen.

Eleonore gerieth in einige Verlegenheit. Sie fühlte es, daß sie über Adam Walten sehr hart, vielleicht allzuhart geurtheilt habe. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und sie verstummte.

Nach einigen Tagen erzählte Herr von Reitzenstein Eleonoren, daß er sich um Adam Walten genauer erkundigt, und erfahren habe, daß er ein thätiger, ehrlicher und sehr dienstfertiger Mensch sey.

Eleonore wollte etwas dagegen sagen, und fing wieder an, von seinem Gesichte zu sprechen. Aber der Vater unterbrach sie. Nach so etwas beurtheilt man den Menschen nicht,

sprach er. Der Schein trügt. Eleonore sagte weiter kein Wort.

Nach einigen Wochen feyerte Eleonore ihren Nahmenstag. Das junge Volk von Thalfels versammelte sich auf dem Edelhofe, und brachte ihr Glückwünsche, Blumensträußer und Kränze. Auch Adam Walten war zugegen. Auch er reichte Eleonoren einen Strauß. Aber sie that so, als bemerke sie ihn nicht, wendete sich schnell um, und Adam konnte sein Geschenk nicht anbringen.

Dieß schmerzte den jungen Menschen sehr. Er hatte schon sonst bemerkt, daß Eleonore ihm nicht gewogen sey. Seinem Herzen that dieß ausserordentlich weh, denn er war ihr mit ganzer Seele ergeben. Heute wollte er sie aber für sich gewinnen, und freute sich schon lange auf diesen Tag. Mit aller Sorgfalt hatte er die schönsten Blumen des Gartens und Feldes gepflückt, und sie mit vieler

Kunst zu einem Strauße gebunden. Mit einigen herzlichen Worten wollte er diesen überreichen. Wie schmerzhaft mußte es für ihn seyn, daß Eleonore sich mit solcher Hastigkeit von ihm wegwandte. Er fühlte es wohl, daß sie dieß absichtlich gethan habe, und seine Betrübniß darüber war so groß, daß sich Thränen in seine Augen drängten. Mit Kummer und Schmerz verließ er den Edelhof.

Eine Woche drauf ging Eleonore mit ihrer Gouvernante spazieren. Sie war ungemein heiter und munter. Fröhlich hüpfte sie über grüne Wiesen nach einem der Teiche. Hier mußte sie über einen schmalen Steg. Sie wollte schnell hinüber. Unglücklicher Weise verlor sie das Gleichgewicht, und fiel in den Teich, der schon an seinen Ufern von beträchtlicher Tiefe war.

Die Gouvernante erschrak aufs heftigste. Sie erhob ein großes Geschrey. Eleonore suchte sich über dem Wasser zu erhalten. Vergebens! sie sank immer tiefer. Das Geschrey der Gouvernante dauerte fort, und wurde immer heftiger.

Adam Walten befand sich in der Nähe. Er hörte das Geschrey, und lief nach dem Teiche zu. Kaum vernahm er das Unglück, so sprang er in den Teich. Er konnte nur wenig schwimmen, aber es schien ihm Pflicht, zu versuchen, ob er Eleonoren retten könne.

Gott stand dem braven Jüngling bey. Er faßte Eleonoren, und zog sie glücklich ans Ufer. Aber es war bereits Wasser in ihren Mund gedrungen. Sie schien halbtodt. Walten nahm sie in den Arm, und eilte mit ihr nach dem Edelhofe. Hier gerieth alles in Aufruhr und Bestürzung. Der Arzt

eilte herbey. Alle Mittel wurden angewandt, die Unglückliche zu retten, und Gott segnete die Bemühungen. Eleonore erwachte ins Leben. Nach einigen Tagen war sie ganz hergestellt.

Wer wurde jetzt dankbarer gepriesen als Adam Walten, Eleonorens Erretter! Als diese hörte, daß er sie, mit Gefahr seines eigenen Lebens, gerettet habe, war ihr Auge mit Thränen gefüllt, ihr Herz voll der edelsten Rührung. Ich habe Walten bisher verkannt, ich habe ihn nicht für so gut gehalten, sprach sie. Er und Gott mögen es mir vergeben. Ach, wie sehr, wie sehr trügt der Schein.

Adam Walten wurde auf den Edelhof gerufen. Herr von Reitzenstein und seine Frau dankten ihm sehr verbindlich für die Rettung ihrer Tochter, und machten ihm

mit einem großen, fruchtbaren Acker ein Geschenk.

Auch Eleonore ließ ihn vor sich kommen. Ihre Thränen flossen, als sie ihm dankte. Das that Waltens Herzen ungemein wohl. Er weinte, gleich einem Kinde. Seine Thränen waren Thränen der Freude über Eleonorens freundliches Benehmen gegen ihn.

Groß war das Geschenk in Waltens Augen, das ihm die Herrschaft gemacht hatte, und der ganze Ort pries ihn deßhalb glücklich. Aber mehr Freude als der Acker machte ihm Eleonorens Freundlichkeit, mit der sie ihn behandelt hatte; denn Walten hatte ein weiches, gutes Herz.

Von nun an erschien Adam Eleonoren in einem ganz andern Lichte. Nie hätte ich geglaubt, sagte sie oft, daß in diesem Menschen eine so liebe, gute Seele wohnen könne.

Das laß dir für immer zur Lehre und zur Warnung dienen, bemerkte der Vater. Die Nachtigall ist äusserlich nicht schön; aber sie singt trefflich. Mancher Mensch hat einen unansehnlichen Körper, aber eine schöne Seele, ein gutes, frommes, liebenswürdiges Herz. Der Schein trügt, und darum urtheilt der gute, verständige Mensch nicht nach dem Aeusserlichen, sondern nach dem Innern.

Wenn Eleonore jetzt dem guten Walten begegnete, so war ihr dieß immer sehr angenehm; sie blickte freundlich nach ihm, und redete ihn oft mit vieler Güte an. Bisweilen schickte sie ihm auch ein Geschenk, und wenn sie jemanden aus dem Orte zu irgend einem Dienste nöthig hatte, so ließ sie niemanden anders rufen als ihn.

Als Eleonore in ihrem zwanzigsten Jahre stand, besuchten zwey junge Edelleute das

Haus ihres Vaters. Der eine hieß Wilhelm von Sillingen, und war ein äusserst höflicher, zuvorkommender Mann. Der andere — Eduard von Braunfeld — war sehr ernst, und sprach in Gesellschaften sehr wenig.

Sillingen bezeigte Eleonoren große Aufmerksamkeit. Er sagte ihr viel Schmeichelhaftes, lobte ihre Schönheit, ihren Verstand und ihr Herz, versicherte sie an manchem Tage wohl hundert Mahl von seiner großen Hochachtung für sie, und schien sich überaus glücklich zu fühlen, wenn er ihr eine Gefälligkeit erweisen konnte. Sein Wesen war immerfort freundlich und heiter.

Auf Eleonoren machte dieß alles den besten Eindruck. Sie war von seiner Artigkeit fast bezaubert, und sagte oft von ihm: Das nenne ich mir einen feinen, galanten Mann.

Weniger gefiel ihr Eduard von Braunfeld. Sein gesetztes, ernstes Wesen, seine Besonnenheit und seine Ungeschicklichkeit, jemanden etwas Schmeichelhaftes zu sagen, ließ glauben, daß er sehr wenig Gefühl besitze. Daher war auch Eleonore auf ihn weniger aufmerksam als auf Wilhelm von Sillingen.

Diese zwey jungen Männer bewarben sich zu gleicher Zeit um Eleonorens Hand. Jeder wünschte sie zu seiner Gattinn. Eleonore schätzte beyde, aber zu Sillingen hatte sie mehr Neigung.

Sie sprach über diesen Gegenstand mit ihren Aeltern sehr offen. Ihr Vater schüttelte den Kopf, als sie den jungen von Sillingen auf eine übertriebne Weise lobte, und von Braunfeld mit etwas Gleichgültigkeit sprach. Meine Tochter, sprach der Vater, du weißt es: Der Schein trügt. Manche Men-

schen kommen uns äusserlich schlimmer, manche aber auch besser vor, als sie wirklich sind. Man muß daher — was ich dir schon oft gesagt habe — alles nach seinem Innern, nicht nach dem Aeussern beurtheilen. — Sillingen hat ein angenehmes Aeusserliche, aber keine feste Denkungsart, und von seinem Herzen spricht man nicht zum Besten. Braunfeld hat in seinem Aeussern nicht viel Empfehlendes, aber er hat Verstand, Kenntnisse, Einsichten und ein treffliches Herz. Er ist kein geschmeidiger, aber ein männlicher Mann, und dieß sind die wahren Männer.

Eleonore beherzigte die Worte ihres Vaters. Sie beobachtete beyde junge Edelleute genauer, und fand, daß Sillingen allerdings ein angenehmer Schwätzer, aber ein Mann von wenig Geist und Festigkeit sey.

Dahingegen bemerkte sie bey Braunfeld fast mit jedem Tage eine neue gute Eigenschaft.

Es stand nicht lange an, so bekam Herr von Reitzenstein einen Besuch von seinem Bruder. Eleonore hatte ihren Oncle viele Jahre lang nicht gesehen, und freute sich sehr über seine Ankunft. Ich gratulire, liebe Nichte, zum Brautstande! rief er ihr entgegen.

Eleonore wollte ihn nicht verstehen. Ey, so ziere dich doch nicht, sprach der Oncle, ich weiß, du bist Braut. Ich hätte nur gewünscht, daß du einen besseren Bräutigam bekommen hättest! Aber so gehts, wenn man niemanden um Rath fragt. Ich hätte dir manches sagen können, das dir nützlich gewesen wäre. Nun ists zu spät!

Eleonore versicherte, sie wisse nicht, was der Oncle wolle. Sie sey noch keine Braut,

und deßhalb habe sie ihn auch noch nicht um Rath fragen können.

Wie? rief der Oncle aus, du bist wirklich noch nicht Braut? Aber doch nahe daran, eine zu werden?

Man wirbt um mich, versetzte Eleonore, aber ich habe mich noch nicht entschieden.

Bravissimo! rief der Oncle aus, da ist noch Rettung möglich. Das Schäfchen kann noch dem Rachen des hungrigen Wolfes entrissen werden! So höre mich denn an. Ich trete in dem nächsten Wirthshause von diesem Orte ab, und trinke in einem Winkel eine Tasse Kaffeh. In demselben Zimmer toben dir einige Junkers herum, darunter denn auch der junge Sillingen. Schon lange kenn' ich den Zeisig als einen großen Verschwender, einen falschen Spieler und den ärgsten Schwätzer von der Welt. Er kennt mich auch. Aber in meinen Rei-

sekleidern erkannt' er mich nicht. Gegen seine Kameraden ließ er sich nun aus, er sey Bräutigam, du seine Braut, und er nahe daran, ein reicher Kavalier zu werden. Er heirathe dich, sprach er, aus vollem Halse lachend, bloß des Geldes wegen. Du selbst wärest ihm sehr gleichgültig. Er machte sich über dich tüchtig lustig.

Eleonorens Herz wurde bey diesen Reden heftig angegriffen. Sie wußte kein Wort zu sprechen. Ihr Gesicht veränderte mit jedem Augenblick die Farbe. Was habe ich gesagt, sprach der Vater: der Schein trügt! Auf glatte Worte sollte man nie trauen. Sie sind glatte Stege über einen Abgrund. Man stürzt von ihnen leicht hinab. —

Wenn nicht ein braver Freund uns festhält! versetzte die Mutter, und der Oncle klopfte ihr freundlich lächelnd auf die Schulter.

Fallen sollst du mir nicht in den Abgrund, sprach der Oncle. Folge nur meinem Rathe, und suche den Taugenichts Sillingen von dir zu entfernen. Eleonore versprach dieß.

Des Abends erschien Sillingen. Er war unerschöpflich in Schmeicheleyen gegen Eleonore. Sie hörte sie mit Kälte und Verachtung an. Als sie dieß einige Tage nach einander wiederhohlte, merkte Sillingen, was bey ihr vorgegangen war, und erschien seltner. Kurze Zeit darauf wurde Eleonore Braunfelds Braut. Sillingen ließ sich nicht wieder sehen.

Der wackre Adam Walten mußte mit bey der Hochzeit seyn. Er benahm sich recht ehrbar und zierlich dabey, und fühlte sich unaussprechlich glücklich. Braunfeld machte Eleonore wahrhaft glücklich. Das Sprichwort: „Der Schein trügt“ hielt sie allezeit in Ehren.

19.

Lobsucht.

Freundlich und fröhlich näherte sich Justinchen der Mutter mit dem Strickkörbchen. Sieh, liebe Mutter, sprach sie, das Leibchen für Wilhelm ist fertig. Was ich gestern gesagt habe, ist doch eingetroffen. — Mancher wollte es nicht glauben, daß ich heute fertig werden würde. Wie freut es mich, daß ich sie eines Bessern belehren kann! Aber ich bin auch recht fleißig gewesen, und dabey habe ich doch nichts übereilt. Sieh' das Leibchen an, Mutter! du wirst finden, daß es recht nett gestrickt ist!

Die Mutter besah Justinchens Arbeit. Ich bin damit zufrieden! sagte sie. Weiter sagte sie aber auch kein Wort.

Damit war Justinchen gar nicht zufrieden. Sie hatte sich auf ein großes Lob gefaßt gemacht, und von der Mutter eine lange Beyfallsrede erwartet. Jetzt mußte sie sich mit den magern Worten begnügen: Ich bin damit zufrieden!

Justinchen verlor plötzlich ihre Heiterkeit, sie wurde einsylbig, und ließ ihr Köpfchen hängen. Der Mutter entging dieß alles nicht; auch errieth sie leicht, woher es kam. Aber sie sagte weiter kein Wort, sondern schwieg aus guten Gründen.

Nicht lange darauf befand sich Justinchen bey ihrer verheiratheten Schwester Mariane. Diese hatte mehrere Mädchen zu sich kommen lassen, und wartete ihnen mit Schokolade auf. Justinchen konnte die Harfe spie-

len. Mehrere Freundinnen bathen sie, ihnen etwas vorzuspielen. Sie entschloß sich dazu nach vielem Weigern. Ich kann nicht viel, sprach sie mehrmahls, bis sie sich endlich an die Harfe setzte, und mit der Bitte, sie mit Nachsicht und Schonung zu beurtheilen, zu spielen anfing.

Justinchen spielte nicht übel. Als sie mit einigen Arien fertig war, sagten die anwesenden Mädchen: Das war ganz hübsch, Justinchen! Weiter sagten sie aber auch nichts. —

Damit war Justinchen abermahls nicht zufrieden. Ob sie gleich vorher wiederhohlt versichert hatte, daß sie schlecht spiele, daß sie auf der Harfe nicht viel verstehe: so wünschte sie doch jetzt in ihrem Herzen, daß man sie laut lobe, und ihr Beyfall zuklatsche. Da dieses nicht geschah, wurde sie mißmuthig, ließ ihr Köpfchen abermahls

hängen, und hatte in der Gesellschaft keinen frohen Augenblick mehr. Ihre Freundinnen fragten sie, was ihr fehle; dadurch wurde sie noch verdrießlicher, und ging nach Hause.

Die Mutter sah es ihr an, daß ihr etwas auf dem Herzen liege. Du kehrst nicht heiter aus der Gesellschaft zurück, liebe Tochter! sprach sie; es ist dir doch nichts Unangenehmes begegnet?

Justine suchte ihren sichtbaren Mißmuth zu entschuldigen, aber die Mutter bemerkte bald, daß der lobsüchtigen Tochter nicht nach Wunsch geschmeichelt worden, und daß sie deßhalb in übler Laune sey.

Liebe Justine, sprach die Mutter, komm' und setze dich zu mir. Schon längst wollte ich dir eine kurze Geschichte erzählen; ich will es heute thun.

Justine setzte sich zu der Mutter auf das Kanapee, und diese erzählte Folgendes:

Nicht weit von hier lebte in meiner Jugend ein Mann, Nahmens Hilarius. Er war aus einem fremden Lande ohne alles Vermögen in diese Gegend gekommen. Sein artiges Aeussere empfahl ihn sehr. Er war ein guter Gesellschafter, und man lud ihn oft in die besten Häuser. Jeder Zirkel wurde durch ihn belebt. Viel Glück machte er besonders bey dem weiblichen Geschlechte. Nicht als wenn er sich gerade durch viel Geist empfohlen hätte — darauf nimmt unser Geschlecht oft zu wenig Rücksicht; seine Munterkeit, seine Unterhaltungsgabe, seine zuvorkommende Höflichkeit und seine hübsche Figur — dieß nahm Mädchen und Frauen für ihn ein, und bewog sie, ihn andern Männern vorzuziehen, die ihn an Geist, Einsicht und Charakter weit übertrafen.

Hilarius wußte die gute Stimmung für ihn wohl zu benutzen. Er both einer

reichen Kaufmannstochter die Hand, und erhielt sie — obgleich ihre Aeltern eine Zeitlang dagegen waren — endlich zur Frau, trat mit seinem Schwiegervater in Compagnie, und wurde ein reicher Mann.

Da man ihn überall gerne sah, und alles, was er sprach und that, mit lautem Beyfalle belohnte, so war es sehr natürlich, daß er eine etwas hohe Meinung von sich bekam, und endlich des Glaubens war, man müsse ihn überall und immer loben. Lobsucht war auf diese Weise die schwächste Seite seines Herzens.

Viele kannten diese schwache Seite, und benutzten sie zu ihrem Vortheile. Er mochte reden und thun, was er wollte, sie rühmten alles, und wirkten dadurch so sehr auf ihn, daß sie ihn nach ihrem Willen lenken konnten. Nach und nach bildete sich ein großes Heer von Schmeichlern, die ihn wie Mücken

umgaben, an seiner wohlbesetzten Tafel schwelgten, und ihn zu manchen Thorheiten verleiteten. Das machte die leidige Lobsucht.

In seinem Vaterlande hatte Hilarius eine Schwester, die unglücklich verheirathet war. Lange Zeit hatte er an sie nicht gedacht; einmahl aber fiel es ihm ein, sie zu unterstüzzen. Er schrieb nach ihrem Wohnorte, erhielt aber keine Antwort. Ein Jahr darauf hörte er von einem Reisenden aus jener Gegend, daß seine Schwester Henriette sich in ein anderes Ländchen gezogen habe, und daß ihr Mann todt sey. Dieß bestimmte Herrn Hilarius noch mehr, sich ihrer anzunehmen, allein sie war durchaus nicht zu erforschen.

Hilarius lebte in Lust und Freude fort. Er that viel Gutes, aber er that es nicht um des Guten willen, sondern um gelobt zu

werden. Sah er voraus, daß irgend eine Handlung von ihm gelobt werden würde, so verrichtete er sie gewiß. Mußte er aber besorgen, daß sie verschwiegen und also auch ungerühmt bleiben werde, so unterließ er sie gewöhnlich, auch wenn sie noch so gut und edel seyn mochte.

Eines Jahres war in dieser Gegend eine große Theurung. Viele Armen kamen dabey fast um ihr Leben. Es näherte sich der Winter, und die Noth stieg mit jedem Tage. Viele Elende nahmen zu Hilarius ihre Zuflucht; er half ihnen, und wurde — was ihm sehr schmeichelte — als ein Wohlthäter und Vater der Armuth gepriesen.

Die Obrigkeit der Stadt, in der er wohnte, hielt es für nöthig, alle Armen, die nicht zur Stadt gehörten, abzuweisen. Auf diesen Befehl wurde mit aller Strenge gehalten.

Eines Nachmittags wollte eine arme Frau mit zwey Kindern in die Stadt. Sie wurde aber an den Thoren — trotz ihrem vielen Flehen — zurückgewiesen. Die Kälte war strenge, der Abend da. Hilarius ritt spazieren. Er traf auf dem Wege jene Frau an. Sie flehte ihn um Hülfe, und erzählte, wie sie von der Thorwache fortgewiesen worden wäre.

Die arme Frau dauerte ihn. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sie in der Vorstadt unterzubringen. Aber er dachte: dafür lobt mich kein Mensch, und ritt vorbey, nachdem er der Armen einen halben Gulden zugeworfen hatte. Den Tag darauf fand man die Frau mit ihren Kindern todt auf der Landstraße liegen. Ihre Mattigkeit gestattete ihr nicht, das nächste Dorf zu erreichen; die Nacht überfiel sie; sie sank entkräftet in den Schnee, und erfror mit ihren Kin-

dern. Nach einer näheren Untersuchung fand es sich, daß die Unglückliche des Hilarius — Schwester war.

Auf den Bruder machte dieser Vorfall einen starken Eindruck; sich selbst sah er als die Ursache desselben an, und verwünschte seine Lobsucht, die im Grunde einzig und allein Schuld daran war, daß er sich Henriettens nicht angenommen hatte. Es vergingen mehrere Monathe, bis er sich darüber beruhigen konnte.

Die leidige Lobsucht zog ihm noch viele andere Uebel zu. Viele hielten sich durch das Lob, das ihm überall, aus eigennützigen Absichten, ertheilt wurde, beleidigt, und suchten ihn bey vorkommenden Gelegenheiten zu demüthigen. Seine Schmeichler hingegen verleiteten ihn zur Verschwendung. Er gab oft große Tafel. Bey ihm trank man die besten Weine, und aß die schmack-

haftesten Gerichte. Aus Amerika ließ er sich Schildkröten kommen; aus Cypern, Ungarn und vom Cap der guten Hoffnung ganze Ladungen von alten Weinen; eine Ananas bezahlte er oft mit zwey, drey Dukaten, und nicht selten kamen Indianische Vogelnester auf seinen Tisch: dieß alles den Schmeichlern zu Liebe, die ihn dafür rühmten und bis zum Himmel erhoben. Der Ausgang von alle dem war, daß aus dem reichen Hilarius ein — Bettler wurde. Seine Schmeichler zogen sich nun zurück, und tadelten boshaft seine bis dahin geführte Lebensart. — Das waren die Folgen der Lobsucht. Hilarius erschoß sich aus Ueberdruß.

Die Mutter sagte weiter nichts. Justine wußte aber wohl, wohin sie mit dieser Erzählung ziele. Sie fühlte sich sehr

getroffen, und gelobte sich noch an diesem Tage, ihre Lobsucht einzuschränken. Es gelang ihr, und sie fühlte sich seit dieser Zeit viel glücklicher.

20.

Die eitle Constantine.

Nur alles accurat, liebe Schwester! — Scheint dir nicht die Locke an der rechten Seite etwas zu groß? — Die Lillabänder lassen mir nicht ganz gut! — Was meinst du, wäre es nicht besser, wenn ich heute die großen Ohrringe nähme? — Apropos, hast du die gestickten Schuhe geholt?

So sprach die zwölfjährige Constantine, die vor einem großen Spiegel stand, und sich von ihrer Schwester Röschen aufputzen ließ. Sie war in eine Gesellschaft von

Mädchen geladen, und wollte in derselben Aufmerksamkeit erregen. Alle andern sollten durch sie an Pracht im Anzuge übertroffen werden. Sie sollte gleichsam die Königinn der Gesellschaft seyn.

Liebe Constantine, sprach Röschen, du hast vergessen, daß auf dem letzten Balle deine gestickten Schuhe gelitten haben. Die Mutter hat sie gestern zum Ausbessern geschickt; vor einer Stunde waren sie noch nicht fertig.

Das waren traurige Worte für die Schwester. Sie lief, wie gejagt, in das Zimmer der Mutter, und fragte, ob die gestickten Schuhe noch immer nicht da wären?

Liebe Tochter! antwortete die Mutter, sie werden heute nicht fertig.

Das wäre! rief Constantine, und machte ein Gesicht, wie wenn sie die schrecklichste Nachricht vernommen hätte.

Thue nicht so ängstlich, sprach die Mutter, die gestickten Schuhe wären dir heute ohnedieß überflüßig. Es ist draussen ziemlich kothig; du könntest sie doch nicht anziehen.

Aber mein Himmel! versetzte Constantine, wie soll ich nun in die Gesellschaft? Soll ich meine gewöhnlichen Sonntagsschuhe anziehen? Die passen auch nicht ein Bißchen zu meinem übrigen Anzuge! —

Mein Kind, erwiderte die Mutter, warum sollten deine andern Schuhe nicht gut genug seyn? In diesem schmutzigen Wetter wäre es eine Thorheit, kostbare Schuhe anzulegen. Ausserdem sehe ich auch nicht ein, warum du dich gar so sehr putzen willst. Ich dächte, ein einfacheres Kleid wäre gut genug gewesen. Du gehst ja an keinen Hof.

Constantine sah verdrießlich aus. Soll ich denn, sprach sie, wie eine Dienstmagd

aussehen? Soll ich in der Gesellschaft unordentlich und zerrissen erscheinen?

Du bist etwas schnippisch, versetzte die Mutter. Unordentlich und zerrissen sollst du nicht hingehen, aber von der andern Seite ist es auch eine Thorheit, daß du so ganz geputzt bey Hannchen erscheinen willst. Wen wirst du denn dort finden? Vielleicht Damen von dem Hofe des Kaisers von China? oder Frauen des Groß-Sultans? Die Mädchen, in deren Gesellschaft du kommst, sind einfache, unerwachsene Mädchen, alle sind deine Bekannte, und du darfst dich in ihrem Zirkel daher nicht im geringsten zieren.

Constantinen traten Thränen des Verdrusses in das unfreundliche Gesicht. Ich sehe schon voraus, sprach sie in schmollendem Tone, daß Himburgs Marie mit einem verächtlichen Blicke nach meinen Schuhen hinsehen wird. Und Leinbergs Catton — o die

ist nun gewiß schöner angezogen als ich! Ich werde mich demüthig vor ihr zurückziehen müssen. Das wird mich schmerzen; denn die Catton ist mir unleidlich wie die gekochte Brunnenkresse der Thüringer! —

Du wirst sogar witzig! erwiderte die Mutter spottend. Ich habe nicht leicht eine eitlere Thörinn gesehen! All' dein Dichten und Trachten geht nur auf deine Kleider! Nur putzen, nur im Spiegel dich besehen — das möchtest du immer. Ob dein Verstand an Einsicht und dein Herz an Güte zunimmt, das ist dir gleichgültig, wenn du nur wie ein Pfau prangen, und die Aufmerksamkeit anderer auf dich ziehen kannst! Auf wahre Vorzüge legst du einen geringen oder gar keinen Werth; Kleinigkeiten — denn das sind doch Kleider und Schmuck — werden dafür von dem eitlen Jüngferchen himmelhoch erhoben.

Constantine sah unfreundlich vor sich hin, und verrieth deutlich genug ihre Unzufriedenheit mit den ernsthaften Worten der Mutter.

Hab' ich etwa Unrecht? fragte die Mutter. Dein Lehrer hat dir heute früh einen Aufsatz aufgegeben; hast du ihn fertig?

Constantine sah verlegen aus. Konnt' ich ihn denn bis jetzt schon machen? sprach sie. Seitdem wir von Tische aufgestanden sind, hatte ich mit dem Aus- und Ankleiden zu thun — —

Das sind gerade drey Stunden seitdem; die hast du vertändelt. In einer halben Stunde konntest du mit dem Anziehen leicht fertig werden. Die übrige Zeit hättest du besser anwenden können. Aber so geht es eitlen Menschen sehr oft; sie verschwenden ihre Zeit mit Putzen und mit Kleinigkeiten, und versäumen dabey ihre Pflichten. Wie wäre es, wenn ich dich dafür damit bestrafte,

daß ich dir befähle, heute zu Hause zu bleiben, und die Gesellschaft nicht zu besuchen?

Constantine fing an zu weinen und zu bitten. Auch Röschen bath für sie, und die Mutter ließ es geschehen, daß die eitle Tochter in die Gesellschaft ging.

Sie fand bereits alle Mädchen beysammen, und in einem Gesellschaftsspiele begriffen. Sie trat ins Zimmer, und glaubte, alles würde seine Blicke auf sie richten, und ihr entgegen springen. Dem war aber nicht also. Die Mädchen, ganz in ihr Spiel vertieft, bemerkten Constantinen kaum, und nur einige hießen sie flüchtig willkommen.

Dadurch fand sich Constantine an ihrer Eitelkeit sehr gekränkt. Die übrigen Mädchen waren alle sehr einfach gekleidet, und sie stach daher gegen dieselben sehr ab. Sie wurde eingeladen, an dem Spiele mit Theil zu nehmen, allein sie mußte besorgen, daß

dabey ihre schönen Kleider leiden könnten, und folgte der Einladung nicht.

Nun bekümmerten sich die Spielenden um Constantinen nicht weiter, und auch die Erwachsenen, die zusahen, blickten nur nach dem Spiele hin, und schienen Constantinen nicht zu bemerken.

Das eitle Mädchen glaubte sich dadurch sehr beleidigt. Ihre gute Laune war dahin; Mißmuth und tiefer Aerger traten an ihre Stelle. Sie würde sogleich nach Hause gegangen seyn, wenn dieß nicht zu sehr aufgefallen wäre. So brachte sich Constantine durch ihre Eitelkeit selbst um das Vergnügen, das sie in der Gesellschaft hätte geniessen können.

Sie war froh, als sie das Spiel geendigt sah. Jetzt, glaubte sie, würde man sie mehr bemerken und auszeichnen. Sie machte verschiedene Bewegungen, um die Augen der

Gesellschaft auf ihren schönen Anzug zu ziehen — aber man verstand sie nicht; sie fing an, von Modeneuigkeiten zu sprechen, ohne daß man ihr Gehör gab; sie erzählte von dem neuen geschmackvollen Kleide, das sie nächstens bekommen sollte: aber die Mädchen fanden auch daran kein Interesse. Sie gaben einander Charaden auf, und waren ganz mit dem Auflösen derselben beschäftigt.

Mit euern albernen Charaden! rief endlich Constantine aus; ich weiß nicht, wie ich so vielen Geschmack daran finden könnte!

Damit kam aber Constantine übel an. Mehrere Mädchen erklärten, sie fänden an den Charaden mehr Geschmack als an dem gerühmten geschmackvollen Kleide.

Das gab für Constantine einen neuen Verdruß, der dadurch vermehrt wurde, daß, als die Mädchen sich an eine lange Tafel zu einem kleinen Abendschmause setzten, Con-

stantinen nicht der erste Platz angewiesen wurde. Sie sah nun sehr verdrießlich aus. An den Gesprächen der Tischgesellschaft konnte sie keinen Antheil nehmen, denn es wurde nicht — von Kleidern, sondern über nützlichere Gegenstände gesprochen. Sie fühlte es tief, wie weit mehr Kenntnisse die andern Mädchen besaßen, und spielte bey dieser Gelegenheit eine klägliche Figur.

Constantine verließ endlich die Gesellschaft mit vielem Verdrusse. Sie hatte zu glänzen gehofft, und wurde dafür übersehen, und an ihrer Eitelkeit tief gekränkt. Den übrigen Mädchen entging dieß nicht; sie belächelten die Thörinn.

Wie es Constantinen diesen Tag erging, so ging es ihr oft. Ihre Eitelkeit war in der ganzen Stadt bekannt. Viele machten sich ein Vergnügen daraus, sie zu demüthigen, denn in der Natur der Eitelkeit liegt

es, daß andere durch dieselbe zum Widerstande gereitzt werden. Bey mehrern Gelegenheiten wurde sie lächerlich gemacht. — Dieß zwang sie endlich, auf sich aufmerksamer zu seyn, und ihrer Eitelkeit Grenzen zu setzen. Sie wurde bescheidener und dadurch liebenswürdiger, froher und glücklicher.

21.

Das verschlafne Mädchen.

Minchen war ein gutmüthiges, herziges Kind. Die Aeltern liebten sie sehr, aber bisweilen traf es sich doch, daß sie auf ihre kleine Tochter unwillig wurden, und ihr Vorwürfe machten, die sie oft bis zu Thränen rührten.

Minchen hatte eine üble Gewohnheit an sich — sie war oft sehr verschlafen. Ihr kleiner Bruder Fritz, ein großer Schalk, aber ein sehr gutherziger Knabe, trieb bisweilen seinen Spott über der Schwester Schläfrig-

keit, und mußte sich manches trübe, finstre Gesicht von ihr gefallen lassen.

Eines Abends war man bey Tische sehr vergnügt. Fritz, voll guter Laune, erzählte drollige Anekdötchen, scherzte und lachte. Die Schwester hingegen fing an, mit dem Kopfe zu nicken, und ihre Augen waren voll Schlaf.

Ey du loses Schlafhäubchen! rief der Bruder, und rüttelte die Schwester aus dem Schlafe. Siehst du nicht, daß wir alle frohen Muthes sind, und du machst es wie jene Pflanze, die ihren Blumenkelch beym Untergang der Sonne schließt.

Darüber ward Minchen sehr empfindlich. Der Herr Bruder läßt mich ungeschoren, und bekümmert sich um mich nicht! rief sie in unwilligem Tone aus, und gab Fritzen einen unsanften Schlag auf die Hand, als er lächelnd ihre Wangen streicheln wollte.

Der kleine Mann konnte auch nicht viel vertragen. Er sagte der Schwester ein Paar spitzige Worte; die Schwester gerieth in Zorn, hielt ihm eine scharfe Strafpredigt, und fing an laut zu weinen, als es ihr schien, daß sich Fritz aus ihren Worten nicht viel mache.

Dieser Auftritt hätte vielleicht noch manche unangenehme Folgen nach sich gezogen, wenn nicht die Aeltern sich ins Mittel gelegt, und dem Streit ein Ende gemacht hätten. Fritz wurde zur Ruhe gewiesen, und bekam einen Verweis darüber, daß er zu dieser Zänkerey die erste Veranlassung gegeben hatte. Zu Minchen aber sprach der Vater die ernsten Worte:

„Ich habe es dir schon oft gesagt, daß es ein Fehler sey, wenn man so verschlafen ist wie du. Du stehest unter deinen Geschwistern am spätesten auf, und überlässest dich am frühesten dem Schlafe. Statt daß

du dich des Abends mit uns freuen, und auf das merken solltest, was gesprochen und erzählt wird, schläfst du ein, und bringst dich auf diese Weise um manche frohe Augenblicke. Wirst du in deinem Schlummer gestört, so wirst du unwillig darüber, und lässest dich von der Empfindlichkeit oft zu einem unanständigen, trotzigen Benehmen verleiten. Ich dächte, du suchtest einmahl über den Schlaf die Herrschaft zu gewinnnen."

Das hörte wohl Minchen, aber sie that nicht danach. Die Aeltern betrübten sich darüber, und so hatte das sonst gutherzige Mädchen den Schmerz, zu sehen, daß es durch seine Schläfrigkeit andern nur Verdruß mache.

Luise und Jettchen — Minchens Schwestern — waren in diesem Punkte ganz andre Mädchen. Flink, wie Rehe, waren sie oft schon mit dem Sonnenaufgange aus ihren Betten und an ihren Arbeiten. Abends

strickten sie noch fleißig, und plauderten vergnügt, wenn Minchens Augenlieder schon längst von den bleyernen Flügeln des Schlafes niedergedrückt waren. Die Mutter hatte daher ganz recht, wenn sie von diesen Töchtern und Fritzen, der sich auch gewöhnt hatte, frühzeitig aufzustehen, bisweilen behauptete: sie lebten in jedem Jahre vielleicht zwanzig Tage mehr als Minchen.

Die Mutter übernahm gewöhnlich das Geschäft, das verschlafene Minchen des Morgens zu wecken. Ein sehr schweres, unangenehmes Geschäft, das oft den Unwillen der guten Mutter erregte. Sie mußte bisweilen mehrmahls rufen und gewöhnlich die Schläferinn lange rütteln, bis sie erwachte. Nicht selten geschah es, daß Minchen gleich aufzustehen versprach, und dennoch, wenn die Mutter wieder schnell an ihre häuslichen Geschäfte gehen mußte, von neuem einschlief, und vielleicht erst nach ein Paar Stunden aufstand.

Unterdeß arbeiteten die Schwestern, Luise und Jettchen, wacker drauf los, und hatten gewöhnlich schon ein hübsches Stück Arbeit vor sich gebracht, wenn Minchen erst aus der Kammer einhergeschlichen kam, und ihnen in gedehntem Tone einen guten Morgen both. Einmahl war alles im Hause spazieren gegangen; Minchen war liegen geblieben, und erwachte nicht eher als um neun Uhr. Ihre Schwestern kamen in die Schlafkammer, schlugen die Hände zusammen, als sie sie noch im Bette erblickten, und machten sich ein klein Bißchen lustig über sie, ohne es böse mit ihr zu meinen. Minchen schämte sich, ihr Auge wurde feucht, und sie wagte es kaum, ihre Schwestern anzusehen.

Ob nun gleich Minchen weit mehr schlief als ihre Geschwister, so war sie doch bey weitem nicht so munter, heiter und flink als diese. Sie machte durch ihr schläfriges We-

sen auf andere oft einen üblen Eindruck. Der Vater machte sie darauf aufmerksam, und sprach zu ihr: „Alles, was gegen die Natur ist, schadet unserm Körper und unsrer Seele. Die Natur will, daß der ermüdete Leib sich etwa sieben, höchstens acht Stunden ausruhe. Was drüber ist, das ist vom Uebel. Jede Uebertreibung wirkt nachtheilig. Schläft man zu lange, so erhohlt sich der Körper nicht nur nicht, sondern wird noch mehr ermattet. Man ist dann den ganzen Tag nicht recht aufgelegt, man hat keine Lust zur Arbeit, man schleicht oft düster herum, und ist sich und andern zur Last."

Das fühl ich, lieber Vater, und seh' es ein, versetzte Minchen, und ich habe mir schon mehrmahls vorgenommen, früher aufzustehen, aber ich kann nicht; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Der Mensch kann nicht alles, was er will.

Der Mensch kann nicht Gebirge davon tragen, erwiderte der Vater, noch kann er große Meere ausschöpfen, auch vermag er nicht, das Bley in Silber und das Messing in Gold zu verwandeln, denn das ist gegen die Gesetze der Natur. Aber die Kraft besitzt der Mensch, seine sinnlichen Triebe zu schwächen und zu unterdrücken, böse Gewohnheiten abzulegen und über sich selbst Herr zu werden. Jeder kann sich — wenn er nur recht ernstlich will — zu einem wahren Freyherrn machen. Wolle nur mit allem Ernste, dir die große Schläfrigkeit abgewöhnen, und es wird schon gehen.

Minchen versprach, alle Kräfte anzuwenden. Die übrigen Geschwister hatten schon an manchem schönen Sommermorgen einen nahen Hügel bestiegen, und bald mit dem Vater, bald mit der Mutter den Aufgang der Sonne betrachtet. Sie konnten die Pracht

dieses Schauspieles nicht genug rühmen. Minchen bath ihre Aeltern, sie möchten sie das nächste Mahl mit auf den Hügel nehmen, sie werde gewiß frühe genug auf seyn.

Wir wollen sehen, sprach der Vater. Schon der kommende Morgen ward zu einem Spaziergange nach dem Hügel bestimmt. Luise, Jettchen und Fritze klatschten vor Freude in die Hände. Auch Minchen war darüber froh.

Am andern Morgen stand schon nach drey Uhr die Mutter vor Minchens Bette, und weckte sie. Minchen sprang, wie erschreckt, aus dem Bette, und es währte kaum fünf Minuten, so war sie angekleidet. Der Mutter machte dieß so große Freude, daß sie ihre Tochter an ihr Herz zog, und sie küßte. Das that der kleinen Tochter sehr wohl. Aber welche Wonne für sie, als sie sich auf dem Hügel befand, die Sonne aufgehen sah,

und vor sich die Herrlichkeiten der Natur im Morgenglanze erblickte. Sie gerieth in Entzücken, sie fiel den Aeltern und den Geschwistern ans Herz, und dankte ihnen, daß sie sie mitgenommen hätten.

Sieh, meine Tochter, sprach der Vater, du hast mehr Kraft, als du bisher glaubtest. Heute hast du den Schlaf glücklich überwunden. Ich hoffe, dieß wird auch in Zukunft geschehen, du wirst es bey dem Einen Mahle nicht bewenden lassen.

Minchen versprach dieses, und Minchen hielt Wort. Sie bath die Mutter recht herzlich, ihr beyzustehen, sie recht frühe zu wekken, und nicht eher von ihrem Bette zu gehen, bis sie aufgestanden wäre. Ja sie verlangte sogar, man möchte sie mit kaltem Wasser bespritzen, wenn sie nicht gleich Lust bezeugte, das Bett zu verlassen.

Die Mutter erfüllte die Bitten ihrer Tochter recht gerne. Anfangs hielt es freylich schwer, den Schlaf zu besiegen, aber nach und nach wurde sie ganz Herr über ihn. Sie stand nun mit ihren Schwestern, im Sommer um fünf, im Winter etwas nach sechs Uhr, auf, und hielt sich gewöhnlich bis zehn Uhr Abends wach.

Was war die Folge davon? — Minchen fiel niemanden mehr durch ihre Schläfrigkeit zur Last, sie war nicht mehr so sehr empfindlich, arbeitete mehr, und fühlte sich gesunder, heitrer, geliebter und glücklicher als sonst.

Fritz nannte sie oft im Scherze eine Freyfrau, weil sie sich, wie er, etwas gelehrt, bemerkte, die Herrschaft über eine böse Angewohnheit erworben hätte. Minchen nahm ihm diesen unschuldigen Scherz nicht übel, sondern freute sich heimlich darüber. Da aber die Mädchen den Knaben nicht leicht etwas

schuldig bleiben: so sagte Minchen oft schalkhaft zu ihrem Bruder: es läßt sich wohl hoffen, daß der Herr Bruder einmahl ein Freyherr werde, wenn er sich nehmlich die Herrschaft über das große Heer von Unarten erwirbt, die ihn, wie Trabanten, begleiten.

22.

Veronika.

Die kleine Veronika war ein sehr muntres, fröhliches Mädchen. Selten sah man sie ernsthaft; selten in einer ruhigen Stellung. Wann ihr Bruder Hänschen sie eine kleine Plappermühle nannte, so hatte er nicht unrecht; denn Veronika's Mund stand selten still; immer hatte sie etwas zu plaudern; immer zu schäkern, zu disputiren und zu lachen.

Wenn ich bey der Plappermühle Veronika bin, sagte Hänschen oft, so habe ich nie Langeweile. Sie schwatzt mir die Zeit so

schnell fort, daß mir die Stunden zu Minuten werden. Das sagten auch andere, und jedermann, der sich zerstreuen wollte, war gern in Veronika's Gesellschaft.

Aber die Aeltern dieses muntern Mädchens waren ihrer Tochter wegen in mancher Besorgniß. Veronika war schon zehn Jahre alt, und sie hatte noch wenig gelernt. Zwar wurde sie von der Mutter in weiblichen Arbeiten unterrichtet, aber ihre Fortschritte darin waren höchst unbedeutend. Da sie gewöhnlich zu munter und zu unruhig war, so flatterte ihr Geist von einem Gegenstande auf den andern herum, gleich einem Schmetterlinge.

Gib Acht, sagte die Mutter zu ihr, ich will dir zeigen, wie man dieses strickt.

Einige Augenblicke merkte die Tochter auf, aber bald waren ihre Augen auf etwas anderes gerichtet, sie merkte sich das, was ihr

die Mutter zeigte, verkehrt, und machte im Stricken einen Fehler nach dem andern.

Du wirst in Ewigkeit nichts Rechtes lernen, sprach die Mutter in einem verdrießlichen Tone, denn du bist immer zerstreut. Deine Gedanken schweifen herum, bald hierhin, bald dahin. Will man etwas recht begreifen, so muß man alle Aufmerksamkeit darauf verwenden, und nicht eher ablassen, bis man es ganz begriffen hat.

Auch diesen Fehler hatte Veronika, daß sie nicht lange bey einer Sache verweilen konnte, sondern bald dieses, bald jenes vornahm.

Ich will für Hänschen ein Paar Handschuhe stricken, sagte sie einmahl, die schenk' ich ihm zu seinem Geburtstage. Das Bübchen wird darüber gewiß eine himmlische Freude haben.

Die Mutter wurde nun von Veronika dringend gebethen, ihr zu zeigen, wie man Handschuhe stricke, und zur großen Verwunderung der Mutter merkte jetzt die Tochter so anhaltend auf, daß sie diese Art von Strickerey bald begriff.

Doch was halfs! Kaum hatte Veronika die Handschuhe angefangen und ein Viertelstündchen lang daran gestrickt, als sie dieser Arbeit schon überdrüßig war. Sie fing an, ihrem Kätzchen ein Paar rothe Stiefelchen zu nähen; noch ehe diese fertig waren, beschloß sie, für Nachbars Lotte einen Baum von Papier auszuschneiden; auch diese Arbeit war noch nicht zu Ende, als sie schon mit einem Fingerhuthe spielte, ein Liedchen trillerte, eine Menuet tanzte, und weder an das Stricken noch Nähen dachte.

Wohl fing sie mehrmahls von neuem an, an den Handschuhen zu stricken, aber ihr

Flattergeist und ihre Unbeständigkeit ließen es nicht zu, bey dieser Arbeit zu bleiben, und sie zu beendigen.

Hänschens Geburtstag war da, aber Veronika war mit dem einen Handschuhe nicht weiter gekommen, als bis zur Hälfte des Daumens, und da die andere Hälfte desselben, so wie der Zeigefinger, Mittelfinger, Goldfinger und Ohrfinger fehlten: so konnte sie ihm ihr Machwerk nicht übergeben.

Von Nachbars Lotte bekam Hänschen zum Geburtstage ein niedliches Brieftäschchen, das sie selbst verfertigt hatte. Hänschen hatte darüber eine kindische Freude, und Veronika ärgerte sich nun in ihrem Herzen darüber, daß sie die Handschuhe nicht fertig gemacht hatte. Die Mutter machte sie darauf aufmerksam, daß einzig und allein ihr zerstreutes Wesen und ihre Unbeständigkeit daran Schuld sey.

So wie es Veronika mit den Handarbeiten trieb: so trieb sie es auch mit ihren Geistesarbeiten. Sie hatte einen treflichen Lehrer, aber sie erschwerte ihm die Lehrstunden so sehr, daß er oft äußerst verdrießlich wurde.

Hänschen lernte viel, aber Veronika blieb in allem sehr zurück. Es konnte auch nicht anders kommen. Ihre Seele war fast immer zerstreut. Statt auf das zu merken, was der Lehrer sagte, spielte sie mit den Händen, plauderte, und dachte an ihr Kätzchen, Lottens Bilderbücher, an Hänschens Pudel und allerley Dinge dieser Art. Befragte sie der Lehrer über das, was er eben vorgetragen hatte, so wußte sie entweder gar nichts zu sagen, oder sie gab ganz verkehrte Antworten.

Und so kam es, daß dieses, sonst ganz liebenswürdige Mädchen eingebildet und ungeschickt blieb. Nicht ohne Grund grämten sich die guten Aeltern darüber sehr, und ver-

suchten alles Mögliche, ihrer Tochter das zerstreute, unbeständige Wesen abzugewöhnen.

Was die älterlichen Bemühungen nicht vermochten, das wurde auf eine andere Weise bewirkt. Veronika verfiel in eine schwere Krankheit. Die Aerzte gaben sie ganz auf. Untröstlich waren ihre Aeltern darüber, denn sie hingen mit vieler Liebe an ihr. Glücklicher Weise bekam die Krankheit eine bessere Wendung. Veronika fing an, von neuem aufzuleben.

Welche Freude für die guten Aeltern und den treuen Bruder! Veronika war glücklich vom Tode gerettet, aber noch einige Monathe mußte sie im Bette liegen, bis sie ganz genesen war. Die Krankheit hatte auf ihr Herz und ihr ganzes Wesen stark gewirkt. Sie wurde viel ernsthafter, und da sie lange liegen mußte, so bath sie ihre Aeltern und ihren Bruder oft, ihr etwas Angenehmes und

Nützliches vorzulesen. Sie hörte mit Aufmerksamkeit zu, und behielt fast alles, was sie hörte. Oft las sie für sich allein, und schöpfte daraus großen Nutzen.

Ach, werde ich nur ganz gesund, sprach sie mehrmahls, dann werde ich ganz anders leben als bisher — dann will ich fleißig seyn und eifrig lernen!

Das that Veronika wirklich. Nach überstandner Krankheit wurde sie ein ganz andres Mädchen. Nur Freude empfanden jetzt ihre Aeltern über sie. Sie zeichnete sich bald durch Fleiß, Beständigkeit, durch ein gesetzteres Wesen und Geschicklichkeit aus, und alle Welt schätzte und liebte sie. Sie sprach jetzt nicht mehr so viel als sonst, aber sie dachte dafür destomehr; sie spielte weniger, aber desto mehr arbeitete sie.

Der Vater aber sprach einmahl mit Freudenthränen zu Veronika's Mutter: Es ist doch

alles gut, was der liebe Gott thut. Auch die Leiden, die er uns zuschickt, müssen zu unserm Besten dienen. Unsre Tochter wäre jetzt nicht so brav und liebenswürdig, wenn sie der gute Gott nicht mit einer schweren Krankheit heimgesucht hätte.

Veronika blieb stets die Freude ihrer lieben Aeltern und guter Menschen.

23.

Honorie.

„Ach, Gott! ach, Gott! was wird aus mir werden! was soll ich anfangen, wenn die gute Mutter stirbt! Wer wird sich meiner annehmen! ich unglückliches Mädchen!“

So jammerte Honorie, ein zwölfjähriges Mädchen, als ihre Mutter krank danieder lag, und die Aerzte an ihrem Aufkommen zweifelten. Mit gen Himmel gerungenen Händen ging sie in dem Garten des Hauses auf und ab, und weinte.

Als Honorie etwas ruhiger wurde, dachte sie darüber nach, was ihr die gute Mutter

bis jetzt gewesen war. Ihr Schmerz erwachte von neuem, und sie fing wieder an, laut zu weinen.

Honoriens Betrübniß wurde größer, als ihr der Gedanke auf das Herz fiel: ich bin gegen meine gute Mutter nicht allzeit dankbar gewesen, ich habe sie oft durch meinen Eigensinn betrübt, und durch meine Unfolgsamkeit gekränkt.

Dieser Vorwurf, den Honorien das Gewissen machte, drückte ihr Herz sehr danieder. „Wenn mir nun die beste aller Mütter stirbt, jammerte sie, ach, dann kann ich ihr keine Beweise von Reue und Dankbarkeit geben, ich kann nicht einhohlen, was ich versäumt, nicht gut machen, was ich gefehlt habe.

Honorie verließ den Garten, und eilte an das Krankenbett ihrer Mutter. Sie fiel vor demselben nieder und weinte. Die Kranke streckte ihren Arm nach ihr aus. Honorie

ergriff der Mutter Hand und küßte sie. Gute, beste Mutter, schluchzte sie, Sie haben mir tausend, tausend Wohlthaten erwiesen, Gott lohne Sie dafür; ewig, ewig will ich Ihnen danken. — Aber vergeben, vergeben Sie mir! — ich war oft eigensinnig — unartig — unfolgsam gegen Sie. Verzeihen Sie Ihrer Tochter.

Die Mutter war tief gerührt. Sie legte ihre Hand auf das Haupt der knieenden Tochter, und stammelte die Worte: Es sey dir alles verziehen — sey in Zukunft immer gut und fromm — Gott segne dich!

Diese wenigen Worte brachten viel Trost in Honoriens niedergeschlagenes Herz. Eine schwere Last schien ihr von demselben zu fallen. Sie faßte gute Vorsätze, und sah wieder heiterer aus.

Nach zwey Tagen starb die gute Mutter. Honoriens Schmerz darüber war unbeschreib-

lich. Sie jammerte im ganzen Hause herum, und war für jeden Trost unempfänglich. Ihre Betrübniß dauerte einige Wochen lang, bis sie sich nach und nach beruhigte.

Honorie war nun eine verlassene Waise. Ihren Vater hatte sie verloren, als sie kaum vier Jahre alt war. Nur eine einzige Schwester hatte sie, die in einer benachbarten Stadt verheurathet war, und Ernestine hieß.

Dem Willen der verstorbenen Mutter gemäß, sollte Honorie'ns Erziehung in dem Hause eines Oncles vollendet werden. Er nahm sie mit aller Liebe auf, und wollte Vaterstelle an ihr vertreten. Für Honorie wäre in diesem Hause am besten gesorgt gewesen, aber ihr Benehmen war von der Art, daß sie bald das Zutrauen und Wohlwollen des Oncles und der Tante verscherzte. Sie glaubte nehmlich schon alt genug zu seyn, um sich nichts vorschreiben zu lassen. Jede Vorstellung, die ihr

gemacht wurde, nahm sie übel auf, und wagte es oft, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was man ihr anrieth. Kam sie auf einen Einfall, so bestand sie auf demselben, auch wenn er noch so thöricht war. Wurden ihr deßhalb Vorwürfe gemacht, so fing sie an, zu schmollen, und vor sich her zu murmeln, daß ihr Unrecht geschehe, und man sie hart behandle.

Oncle und Tante hatten zwey Jahre hindurch mit dem eigensinnigen Mädchen die größte Geduld; doch da sie sahen, Honorie wolle ihr Betragen durchaus nicht ändern, erklärten sie, daß sie ein so verstocktes Mädchen nicht länger in ihrem Hause behalten könnten.

Wohin sollte nun Honorie ihre Zuflucht nehmen? Sie bath Ernestinen, ihre Schwester, sich ihrer anzunehmen, und versprach derselben die beste Aufführung. Ernestine,

die ihre Schwester aufrichtig liebte, beschloß, dieselbe in ihr Haus zu nehmen.

In den ersten Wochen benahm sich Honorie bey der Schwester auf eine so gute Art, daß ihr jedermann im Hause geneigt wurde. Aber bald kam der alte böse Geist wieder. Honorie fing an, eigensinnig auf ihren, oft sehr albernen Einfällen zu bestehen, und die Vorstellungen der Schwester nicht zu achten. Wollte ihr diese etwas Besseres anrathen; so sprach Honorie: ich bin, Gott sey Dank! schon in den Jahren, daß ich mir selbst das Beste rathen kann. Warnte Ernestine sie vor unnöthigen Ausgaben, so erwiderte sie: es geht alles von meinem Gelde, und niemand hat sich darum zu bekümmern, wie viel oder wie wenig ich ausgebe. So kam es, daß Ernestine sie endlich nicht mehr so sehr lieben konnte als sonst.

Darüber beklagte sich Honorie bey andern, und sagte: Ernestine handelt nicht als eine Schwester an mir, ich hätte in einem fremden Hause gewiß bessere Tage als bey ihr.

Diese boshaften Bemerkungen über ihre gute Schwester fanden indeß nirgends Glauben; man tadelte überall Honoriens undankbares Benehmen gegen Ernestinen.

Eine alte verständige Frau, welche von Honorien bisweilen besucht wurde, machte ihr Vorstellungen. Sie sind nicht auf dem rechten Wege, liebes Kind, sagte sie, Ihre Schwester ist eine sehr brave, kluge Hausfrau, Sie müssen ihr folgen.

Sie verlangt zu viel von mir, versetzte Honorie; sie gibt sich das Ansehen, als wäre sie meine Mutter; sie glaubt, ich müßte ihr aufs Wort gehorchen; sie maßt sich das Recht an, nach meinen Ausgaben zu fragen,

und mich zu tadeln, wenn sie mit denselben nicht zufrieden ist.

Mein Kind! antwortete die alte Dame, Sie haben wohl über Ihre Lage und Ihre Pflichten nicht ernstlich genug nachgedacht. Sie befinden sich deßhalb in großen Irrthümern. Vorerst ist Ihre Schwester zehn Jahre älter als Sie, sie hat weit mehr gelernt als Sie, sie hat sich weit mehr Erfahrung erworben als Sie, Sie wird allgemein als eine verständige, kluge Frau geschätzt. Schon deßhalb sollten Sie auf ihre Rathschläge merken und sie befolgen. Aber Ihre trefliche Schwester ist Ihnen noch mehr als Schwester. Sie vertritt an Ihnen die Stelle Ihrer seligen Aeltern. Als Sie von derselben in ihr Haus aufgenommen wurden, übernahm sie auch die Pflicht, als Mutter für Ihr Wohl zu sorgen. Eine Mutter müssen Sie in ihr sehen und verehren, und ihr in allem ge-

horchen. Was Ihre Ausgaben betrifft; so denken Sie sich, Ihre Aeltern lebten noch. Könnten Sie wohl da nach Gutdünken Geld ausgeben, oder müßten Sie sich nicht vorher die Erlaubniß dazu von Ihren Aeltern ausbitten? Die Stelle dieser vertritt Ihre Schwester; Sie muß daher auch über Ihre Ausgaben ein wachsames Auge haben, damit Sie nichts verschwenden. Sie stehen in einem großen Irrthume, wenn Sie schon in Ihrem fünfzehnten Jahre das Recht zu haben glauben, mit dem geerbten Gelde ganz nach Ihrem Gutdünken zu schalten und zu walten. So etwas findet nirgends Statt. Das Beste, was Sie, mein Kind, thun können, ist unstreitig dieß: daß Sie sich allezeit bescheiden, folgsam und dankbar gegen Ihre gute Schwester bezeigen.

Honorie wußte zwar gegen diese Vorstellungen nichts einzuwenden, allein sie konnte

es immerfort nicht begreifen, wie ihre Schwester ihr zu befehlen und sie in den Ausgaben zu beschränken habe. Sie fuhr daher auch fort, sich unartig und halsstarrig gegen Ernestinen zu benehmen. Oft that sie, ihr zum Trotze, gerade das Gegentheil, was sie verlangte; versagte ihr nicht selten eine Gefälligkeit, um die sie sie bath, und ging in ihrer Unbesonnenheit und Bosheit so weit, daß sie sich in der Gesellschaft der Dienstbothen harte Reden gegen Ernestinen erlaubte.

Ernestinen schmerzte dieses Betragen ihrer Schwester sehr. Sie wiederhohlte ihre Bitten und Vorstellungen; es half nichts. Als du noch nicht bey mir gewesen bist, sprach sie zu Honorien, lebte ich zufrieden, froh und glücklich. Seitdem du aber in meinem Hause lebst, werden mir meine Tage sehr erschwert und verbittert.

Als Ernestine und ihr Mann am Ende sahen, daß von dem verstockten Mädchen keine Besserung zu hoffen sey, beschlossen sie, Honorien aus ihrem Hause zu entfernen. Ernestine weinte, als sie sich von der Schwester trennte. „Ich habe es so gut mit dir gemeint, sprach sie zu ihr, ich habe nichts sehnlicher gewünscht, als dazu beyzutragen, daß aus dir ein verständiges, edles Mädchen werde. Du hast das nicht erkannt, und bist selbst Schuld daran, daß wir nun von einander scheiden. Doch ich will dir keine Vorwürfe machen. Ich scheide von dir mit der herzlichen Bitte: ändre dein Betragen, erwirb dir die Liebe und das Vertrauen derer, unter deren Aufsicht und Leitung du nun stehen wirst, und mache, daß mein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gehe, der Wunsch, daß du allezeit recht glücklich leben möchtest.“

Erneſtine umarmte nun die Schweſter, die mit wenigen Worten von ihr Abſchied nahm, und ohne Thränen von ihr ging.

Honorie kam jetzt in das Haus eines Anverwandten, Nahmens Starkmann. Daß ſie ſo oft ihren Aufenthalt verändere, fiel allen Menſchen auf, und ſie deuteten ihr es übel. Jedermann war begierig, zu ſehen, wie Honorie ſich nun bey Starkmann befinden, und wie lange ſie bey ihm bleiben werde.

Herr Starkmann war ein braver, aber ſehr gerader und ſtrenger Mann. Er bemerkte bald die Unarten, die Honorie an ſich hatte, und ſchüttelte den Kopf dazu. Ihr Eigenſinn kam bald zum Vorſcheine. Herr Starkmann ſagte eine Zeitlang nichts dagegen. Aber als er bemerkte, Honorie werde mit jedem Tage halsſtarriger, nahm er eine finſtre Miene an, und ſprach mit

donnernder Stimme: „Was hat das Jüngferchen in meinem Hause zu befehlen! Warum sollt' ich mich von ihrem Eigensinne aus meiner Ruhe bringen lassen! Wird die Mamsel nicht folgsamer, bescheidner und besser, so nehme ich sie beym Arm, und führe sie zu meinem Hause hinaus, sie mag dann hingehen, wohin sie will. Hab' ich das doch nie gesehen, daß ein so junges Ding, das noch wenig gelernt, noch wenig erfahren, noch wenig auf der Welt geleistet hat, so viel herum rumore und andern das Leben verbittre!"

So eine Sprache hatte Honorie noch nie gehört. Sie fuhr zusammen, und fing bitterlich zu weinen an. Jetzt sehnte sie sich wieder zu ihrer Schwester zurück, aber sie wagte es nicht, diesen Wunsch laut werden zu lassen. Wohl aber schrieb sie an Ernestinen einen rührenden Brief, dankte ihr dar-

in für alle ihr erwiesene Wohlthaten, und bath sie herzlich um Verzeihung, daß sie sich einst so ungebührlich gegen sie aufgeführt habe. Die gute Schwester Ernestine verzieh ihr gerne, und forderte sie zur Geduld auf.

Herr Starkmann behandelte Honorien nun mit allem Ernst und großer Strenge. Dieß fiel ihr sehr hart, aber es wirkte wohlthätig auf sie, und war das einzige Mittel, sie zu bessern. Ihr Eigensinn und ihre Halsstarrigkeit verschwand, sie lernte, sich in andre Menschen fügen, wurde bescheidener und überhaupt ein gutes, liebenswürdiges Mädchen.

Als sie heurathete, und sich, mit vielen Thränen, von Herrn Starkmann trennte, sprach sie zu ihm: Ihnen, edler Mann, habe ich unendlich viel zu danken. Daß ich jetzt besser und glücklicher bin — ist ganz Ihr Werk. Ihre Strenge hat mir oft weh ge-

thun, aber sie hat mich gebessert. Ewig, ewig werde ich Ihnen dafür danken."

Honorie wurde das Glück Ihres Mannes. Bis an ihr Grab segnete sie Herrn Starkmann für seinen Ernst und seine Strenge.

24.

Das Rosenfest.

Sidonie war der Liebling ihrer Aeltern und aller Einwohner von Sonnenthal. Sie stand in ihrem zwölften Lebensjahre. Ihre Wangen blühten wie Rosen, und ihr Auge strahlte so klar und freundlich wie der Abendstern. Sanft und bescheiden war ihre Rede, gut gebildet ihr Verstand, rein und fromm ihr Herz. War es ein Wunder, daß Herr Thalberg, ihr Lehrer, Sidonien mehr gewogen war als allen andern Schülerinnen? —

Dieser gute Lehrer war ein großer Kinderfreund. Er stand einer Mädchen-Anstalt vor, die sich sehr vortheilhaft auszeichnete. Auch Sidonie befand sich in derselben, und hatte ihr, in Rücksicht ihrer Bildung, viel zu verdanken.

Herr Thalberg machte sich ein Vergnügen daraus, seine Schülerinnen bisweilen auf eine unschuldige Weise zu erfreuen. Bald machte er mit ihnen einen Spaziergang in einen Wald oder auf einen Berg; bald veranstaltete er ein kleines Concert, und lud sie dazu ein, bald versammelte er sie um sich, und erzählte ihnen, oder las ihnen etwas Angenehmes und Nützliches aus einem Buche vor. —

Alle Jahre feyerten Thalbergs Schülerinnen ein Paar frohe Feste unter freyem Himmel. Die Tage, an welchen dieß geschah, waren für sie die freudigsten im ganzen Jah-

re. Den ersten Platz behauptete von diesen Festen das Rosenfest. Auf dieses freuten sich die muntern Mädchen oft ein halbes Jahr lang, und jubelten, wenn es nahe war.

Herr Thalberg hatte es bewirkt, daß er von der Stadtgemeinde für die Mädchen-Anstalt ein ziemliches Stück Land in der Nähe des Ortes erhielt. Daraus machte er, mit Hülfe seiner Schülerinnen, einen Garten. In diesen führte er sie oft, ließ sie darin graben, säen und pflanzen. Waren sie fleissig gewesen, so belohnte er sie dadurch, daß er sie auf einem Rasenplatze um sich versammelte, und ihnen etwas Interessantes vorlas.

Diesen Garten konnte man mit allem Recht einen Rosengarten nennen, denn ringsherum war er, so wie alle Beete in demselben, mit Rosenbüschen eingefaßt. Bey der Aufnahme einer Schülerinn in dem Mädchen-Institute

wurden zwey Rosenstöckchen gepflanzt, und alle Jahre mußte jedes von den weiblichen Zöglingen einen Stock setzen. Auf diese Weise entstand bald ein ganzer Rosenhain, den man nicht ohne das größte Vergnügen anblicken konnte. Blühten die Rosen: so verbreiteten sie einen Wohlgeruch, der alles von Wohlgerüchen übertraf.

Herr Thalberg führte dann öfters seine Schülerinnen hin, machte sie auf die blühenden Rosen aufmerksam, und sagte zu ihnen: „Sehet an die schönen, lieblichen Blumen. Sie sind ein Sinnbild der Anmuth. Seyd ihnen gleich, zeichnet euch aus durch freundliche Sitten und liebreiches Benehmen. Sie sind schön, doch prahlen sie mit ihrer Schönheit nicht. Seyd ihnen ähnlich, und lasset die Bescheidenheit unter euern Tugenden nicht fehlen. Welchen sanften Farbenschmelz, welche liebliche Reinheit

erblicket ihr an den Rosen! Seyd ihnen gleich! Ueber euer ganzes Wesen ergieße sich der Reitz weiblicher Sanftmuth, und nie entweihe euer Herz irgend ein sinnlicher Trieb oder eine tadelhafte Regung. Es sey rein und bleibe rein und fromm, bis es zu schlagen aufhört. Dann werdet ihr auf Gottes Erde dastehen und gleich den Rosen blühen; ihr werdet Wohlgefallen und reine Freude um euch verbreiten. Aber vergesset auch nicht, daß diese Rosen nicht ewig blühen; es wird nicht lange währen, so ist ihre Pracht dahin. Auch euch stehet dieses Schicksal bevor, auch eure jugendliche Munterkeit und Lieblichkeit schwindet mit den Jahren dahin. Leget daher kein zu großes Gewicht auf das Vergängliche, sondern strebet nach dem, was unvergänglich ist, was ewig währt; strebet nach Bildung des Geistes und nach wahrer, reiner Tugend."

Um den Mädchen in Beziehung auf die Rosen den Garten recht lieb und werth zu machen, und seinen Ermunterungen und Lehren einen desto größern Eindruck zu verschaffen, kam Herr Thalberg auf den Einfall, mit seinen Schülerinnen jährlich ein Rosenfest zu feyern. Die Mädchen nannten diesen Einfall den glücklichsten Einfall von der Welt, und das Rosenfest ging ihnen über alles.

Wurde es gefeyert, dieses Rosenfest, so ward gewöhnlich eines von den Mädchen von dem Lehrer zur Rosenköniginn ernannt, bekränzt, und im Triumph des Abends nach Hause begleitet.

Als eines Jahres die Rosenzeit herankam, waren Herrn Thalbergs Schülerinnen begierig, wer wohl dießmahl zur Königinn des Festes werde erklärt werden. Alle fühlten es, daß Sidonie die Fleißigste, Artigste und Beste unter ihnen sey, und keine zwei-

fekte, daß diese liebenswürdige Mitschülerinn Königinn werden würde.

Der Festtag war da. Die Mädchen jubelten. Jedes erschien in seinem schönsten Anzuge in der Wohnung des Herrn Thalberg. In einem ordnungsvollen Zuge begab man sich in den Garten. Neben demselben war auf einer großen Wiese ein Zelt aufgeschlagen, und ein Herd errichtet, auf welchem gekocht und gebraten wurde. Die Gesellschaft war groß; denn nicht nur mehrere Aeltern, sondern auch Jugendfreunde nahmen Theil an diesem frohen Feste. Es wurden heitre Lieder gesungen, muntre Spiele vorgenommen, vorgelesen, erzählt, und der Garten mit seinen Herrlichkeiten genau besehen.

Endlich erschien die glückliche, sehnlichst erwartete Stunde, in der die Königinn ernannt und bekränzt werden sollte. Alles war

voller Erwartung, und mancher guten Schülerinn pochte das hoffende Herz.

Herr Thalberg rief Sidonien zu sich, und schickte sie in ein nahes Thal, um dort Vergißmeinnichtchen zu pflücken. Als sie abgegangen war, versammelte der Lehrer die übrigen Schülerinnen um sich, und erklärte ihnen, daß er Sidonien für würdig halte, Königinn des Festes zu seyn.

Alle waren mit dieser Entscheidung zufrieden; denn alle schätzten und liebten Sidonien. —

Es wurden nun Rosen gepflückt. Jede Schülerin durfte deren zwey für sich abpflükken. Ein Rosenkranz lag bereits fertig. Alle Mädchen stellten sich an der Gartenthüre in zwey Reihen. Sidonie trat bald herein. Wie sehr wurde sie überrascht, als sie sich zwischen zwey Reihen von Mitschülerinnen erblickte! Und wie röthete sich ihre Wange,

wie mächtig schlug ihr Herz, als die ganze Gesellschaft die Worte sang:

Sieh' wie alle Deiner warten,
Wie dir jedes Herz entgegen glüht;
Sey willkommen in dem Garten,
Wo, wie Du, so manche schöne Rose blüht.
Wollst uns allen deine Lieb' verleihen,
Und Dich freu'n in unsern Reihen.

Zwey von den Schülerinnen nahmen Sidonien unter den Arm, und führten sie, indem eine dritte ihr Rosenblätter vorstreute, auf einen grünen runden Platz, der rings herum mit Rosenbüschen bepflanzt war. Alle Schülerinnen umgaben ihn. Zwey derselben traten mit Sidonien in die Mitte desselben. Diese knieete nieder, und nun ward ihr der Rosenkranz aufgesetzt. Alle sangen:

Blühe lang, mit heitrem Sinn,
Holde Rosenköniginn!

Jede Schülerinn beeilte sich nun, der gekrönten Königinn einen Liebesdienst zu erweisen; man sagte ihr viel Freundliches, man brachte ihr die schönsten Rosen, und that ihr alles zu gefallen, was man ihr an den Augen ansah. Für die Erwachsnen war dieses Schauspiel so anziehend und rührend, daß mehrere Thränen darüber vergossen.

Unter den schönsten, reinsten Freuden verging der Tag, und heitern Gemüthes zog man des Abends nach dem Städtchen.

Noch immer wird jährlich in Sonnenthal das Rosenfest gefeyert. Sidonie steht jetzt im achtzehnten Jahre, blüht immer fort gleich einer Rose, und ist die Freude ihrer Aeltern und der Stolz des Städtchens Sonnenthal.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Inhalt.

		Seite
1.	Ernst und Marie.	7
2.	Ernestine und Caroline.	22
3.	Charlotte.	36
4.	Das vergeßliche Mädchen.	50
5.	Fränzchen.	63
6.	Amanda.	74
7.	Das vorlaute Mädchen.	87
8.	Luise.	92
9.	Philine.	99
10.	Folgsamkeit.	111
11.	Die plauderhafte Lotte.	123

Seite

12. Das dankbare Mädchen. . . 134

13. Das spottsüchtige Mädchen. . 145

14. Artigkeit. . . . 157

15. Das neue Jahr. . . 167

16. Die Braut. . . . 181

17. Undankbarkeit. . . . 192

18. Der Schein trügt. . . 214

19. Lobsucht. 233

20. Die eitle Constantine. . 245

21. Das verschlafne Mädchen. . 256

22. Veronika. . . . 268

23. Honorie. 277

24. Das Rosenfest. . . . 292